

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Artikel

Deckel drauf!

Ehrenamtliche Arbeit darf nicht umsonst sein

„Skandal!“, „Schlag ins Gesicht“ und ähnliche Reaktionen löste die Bekanntmachung bei den Ehrenamtlichen aus, dass die erwartete Deckelung der Kürzungen bei der Landesstellenplanung durch Sonderbedarfsstellen nur für ein Jahr bis Ende 2025 geplant ist. Und: „Ich möchte am liebsten alles hinschmeißen!“ Statt vorläufig 15 Prozent sind es nun direkt 25 Prozent Kürzung, die im Nürnberger Süden, und zwar auch noch durch die Kirchenvorstände selbst, vorbereitet werden sollen. Drastische Einschränkungen treffen viele. Es geht deshalb nicht darum, gegenüber anderen Vorteile zu gewinnen, sondern die Kirchenvorstände fordern, den Kürzungsprozess generell um einige Jahre zu verlangsamen, d. h. die Sonderbedarfsstellen fest zu verlängern.

Konnte man die Aufhebung der Deckelung nicht schon erwarten? Die Ehrenamtlichen sagen: „Nein! Wir sind nicht nur enttäuscht, sondern wir wurden getäuscht!“ Schließlich hatte das Prodekanat Nürnberg-Süd als Erprobungsdekanat den Prozess der Landesstellenplanung schon einmal mit hohem Zeitaufwand für die Ehrenamtlichen durchexerziert, mit allem, was da so gewünscht war. Ausgehend von den Fragen

von PuK wie: „Was erwarten die Menschen von uns?“, waren mit Gästen von außen Schwerpunkte wie „Beheimatung“ – in geistlicher wie in sozialer Hinsicht und von Kirchenmitgliedern wie von neu Zugewanderten – erarbeitet worden. Dann der geplante Schock: die damals schon bekannten realen Zahlen der Landesstellenplanung. Allerdings mit einer Einschränkung. In der landeskirchlichen Broschüre „Anfangen, Anfänge, Anfangen. Wie die Landesstellenplanung in Ihrem Dekanatsbezirk gelingen kann“, ist auf Seite 43 der damalige Prodekan Christian Kopp zitiert: „Eigentlich müssten wir 24,8 % der Stellen abgeben. Aber wir haben mit dafür gesorgt, dass die Kürzungen jetzt bei 15 % gedeckelt werden. Ich habe zu Herrn Grünwald aus dem Landeskirchenamt und damals zu Herrn Völkel gesagt: Niemals werden wir eine Kürzung von 25 % schaffen. Dann können wir gleich zusperren.“ Ein Vortrag von OKR Reimers vor der Pfarrkonferenz in Nürnberg wies im September 19 in dieselbe Richtung.

Diese Ausgabe enthält eine Beilage des Pfarramtes Ehegrund. Um freundliche Beachtung wird gebeten.

Nr. 6 Juni 2021

Inhalt

Artikel

Silvia Wagner
Deckel drauf! 93

Werner Ritter
Mut und Demut zum
Kompromiss 94
71

Christian Wendebourg
Sinnfluencer Gottes 98

Rainer Oechslen
Rudolf Bohren 102

Liebe Leserin, ... 108

Aussprache 109

Bücher 111

Fortbildungen 114

Freud und Leid 115

Letzte Meldung 116

Impressum 115

Das war die Ausgangsposition für das „Anfangen“. Viel ist im Prodekanat Nürnberg-Süd geschehen. Drei Gemeinden in der „Nordschiene“ haben sich in enger Kooperation auf verschiedensten Feldern zusammengeschlossen. Andere konnten den Gebäudebestand verkleinern und sanieren. Gemeinden der „Südschiene“ starteten in der Konfiarbeit und bei Gottesdiensten ihre Zusammenarbeit. Kooperationen mit festen Partnern im Stadtteil und darüber hinaus wurden in Projekten umgesetzt und damit Gelder akquiriert. Bei uns in St. Markus ist der Bauantrag für den selbstfinanzierten Umbau zum „FreiRaum“ mit Café als lokale PuK- Kooperation mit der Stadt Nürnberg gestellt. In weiterer inhaltlicher Profilbildung entstand ein Schwerpunkt durch Anfragen persischsprachiger Christen. Er wuchs bewusst innerhalb der Gemeinde, unterstützt durch Übersetzungen und Integrationshilfen, auf einen Kreis von 40 Personen an, die nicht dubiosen Freikirchen mit gesetzlichen und homophoben Haltungen überlassen werden sollen. Dazu kamen überall verschiedenste Aktionen seit Ausbruch der Pandemie. Diese Aufzählung macht deutlich, wie viel Arbeit in dieses „Anfangen“ eingeflossen ist.

So verfasste der Kirchenvorstand St. Markus, unterstützt durch die Nachbargemeinden Emmaus, St. Paul und Osterkirche-Worzeldorf einen Brief an die Kirchenleitung, in dem es heißt: „Was uns dabei tatsächlich besonders enttäuscht, ist der Prozess an sich und die, so muss man es wohl leider formulieren, mangelnde Wertschätzung der ehrenamtlichen Gemeindegarbeit vor Ort. Unzählige Stunden haben wir in ehrenamtlicher Arbeit, sprich in unserer durchaus knapp bemessenen Freizeit, damit verbracht, konstruktiv mitzuarbeiten, immer wieder kontrovers diskutiert und ernsthaft versucht, die für uns lokal wichtigen

Ziele mit denen der Landeskirche in Einklang zu bringen. Nun müssen wir feststellen, dass der ganze angestoßene Prozess offenbar nach dem Motto gelaufen ist ‚Wenn man den Weiher trockenlegen will, darf man die Frösche nicht fragen‘ und unsere investierte Zeit sowie unsere Gedanken völlig umsonst waren. Wie man mit dieser Vorgehensweise ehrenamtliches Engagement, auf das man in Zeiten deutlich weniger hauptamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter doch umso mehr angewiesen sein dürfte, weiter ausbauen will, erschließt sich uns nicht wirklich. Wertschätzung sieht jedenfalls anders aus!

Die Entwicklungsaufgaben in Großstädten... sind enorm. Mit so wenigen Stellen geschieht ein Ausbluten der Städte und die sozial-diakonischen und geistlichen Aufgaben

werden sträflich vernachlässigt. Wir halten es für einen großen Fehler, gerade jetzt, wo in und nach der Corona-Pandemie intensiv seelsorglich begleitet werden muss, über Gebühr Stellen zu streichen. Wir verstehen nicht, warum dies ausgerechnet im Vorfeld des Kirchentages in Nürnberg forciert wird.“

Ja, die Mitgliederzahlen gehen in Brennpunkten stark zurück. Die Anforderungen an Mut und Kreativität aber wachsen. Wer PuK und verantwortliches ehrenamtliches Engagement will, braucht starke Teams aus Ehrenamtlichen mit genügend Hauptamtlichen, Die Forderung lautet: Wort halten und die Deckelung deutlich über 2025 hinaus verlängern!

*Pfrin. Silvia Wagner
Nürnberg-St. Markus*

■ Mut und Demut zum Kompromiss

Sterbehilfe im kirchlichen Kontext

Die Evangelische Kirche in Deutschland lehnt „jede organisierte Hilfe zum Suizid“ ab (ekd-news vom 12.01.2021). Dies hat der Ratsvorsitzende der EKD in letzter Zeit wiederholt erklärt. Es gehe demnach darum, sich so gut um die Menschen zu kümmern, dass bei ihnen erst gar nicht der Wunsch nach einem Suizid aufkomme. Und dann folgt für gewöhnlich die Forderung nach Aufstockung des Pflege- und Betreuungspersonals.

Ich meine, mit Worten allein, die nichts an der defizitären Personalsituation ändern, kommen wir nicht weiter. Nun haben jüngst die Bischöfe Georg Bätzing für die katholische und Heinrich Bedford-Strohm für die evangelische Seite erklärt, für den Ausbau der palliativen Versorgung ordentlich Geld in die Hand nehmen zu wollen. Das ist sehr zu begrüßen. Hellhörig macht allerdings, was die Münchener

Pfarrerin Dorothea Bergmann, die bei der Diakonie arbeitet und Pflegeheime in ethischen Fragen berät, zu bedenken gibt: „Kirche redet sich leicht, wenn sie sagt: ‚Suizid darf nicht sein!‘“ Wir wissen aber, fährt sie fort, dass es in unseren Einrichtungen „den Sterbewunsch am Lebensende immer wieder gibt“ (epd vom 28.01.2021); doch wenn es um die Frage „von mehr Altenheim-Seelsorge geht“, schweigt ebendiese Kirche. Insofern darf man sehr gespannt sein, was aus der oben genannten Absichtserklärung angesichts von Personalmangel im Pflegebereich und knapper werdender Finanzen werden wird.

Doch zurück zur Grundfrage: Wenn man die Position der EKD zu Ende denkt, bleibt Menschen mit einem ernsthaften Sterbewunsch nichts anderes übrig, als fremdbestimmt weiter zu leben. Müssen sie das in einem freiheitlichen Rechtsstaat

wirklich? Das Tragische an dieser gegenwärtigen Situation ist: Wenn auch künftig assistierter Suizid prinzipiell verboten bleibt, wählen Sterbewillige, auch in kirchlichen Einrichtungen, nicht selten den harten Suizid. In Deutschland ist das pro Jahr zwischen 9.000 und 10.000 Mal der Fall. Dazu kommen bis zu 200.000 Suizidversuche mit oft entsetzlichen Folgen. Zugespitzt formuliert: Soll der alte, „lebensmüde“ Herr Gärtner aus Ferdinand von Schirachs Theaterstück „Gott“ diesen Weg gehen? Wer kann das wollen und verantworten?

Verfassungsrechtlich – und um nichts Anderes geht es dem Karlsruher Urteil – trifft eine „Pflicht zum Weiterleben gegen den eigenen Willen“ (<https://www.berliner-zeitung.de/mensch-metropole/der-tod-die-gerichte-und-die-freiheit-li.118219>, abgerufen 21.05.21) den Kern der eigenverantwortlichen Selbstbestimmung. Damit würde bei Todkranken die vermeintlich „mildere Alternative“ Palliativmedizin zwangsrechtlich zur Norm erhoben, was weder moralisch noch sittlich verantwortbar ist. Denn es stellt einen Akt paternalistischer Bevormundung dar, die in den Kernbereich der Autonomie eingreift und daher nicht hinnehmbar ist (so Juraprofessor Reinhard Merkel, Stellungnahme vom 14.02.2019 im Rahmen der Anhörung des BVerfG in Karlsruhe im April 2019. Bundestagsdrucksache).

Ein Nein genügt nicht

Aus dem Grund halte ich es für ungenügend, wenn seitens der EKD auf das einstimmig ergangene Karlsruher Urteil nur mit einem Nein und der Forderung nach einem „legislativen Schutzkonzept“, das zum Sterben Entschlossene gerade nicht schützt, reagiert wird, man sich aber ansonsten zum Urteil nicht mit einem konstruktiv-weiterführenden

Vorschlag ins Benehmen zu setzen vermag. Menschen haben das erwartet und das Karlsruher Urteil hätte es verdient. Leider wird die bislang kompromisslose Haltung der EKD seit dem Winter 2020/2021 von einer Mehrzahl landeskirchlicher Bischöfe und regionaler Diakonieköpfe massiv unterstützt. So erklärte der Berliner Bischof Stäblein (Der Tagesspiegel vom 07.02.21), es werde in seiner Landeskirche „keine Angebote“ der Sterbehilfe geben. Und der Magdeburger Bischof Kramer (EKM) äußerte lautstark: „Assistierter Suizid ist ein Akt der Gewalt.“ (epd vom 08.02.21). Infolge solcher Äußerungen besteht die Gefahr, dass Befürworter des assistierten Suizids als Mörder und Totschläger erscheinen, während alle, die ihn ablehnen, Lebensschützer und Anwälte des Lebens sind!

Das ist zu einfach gedacht, meine ich. Wer so argumentiert, überzieht das Maß des Rechtmäßigen über Gebühr. Einen Zwang zum Leben haben die Karlsruher Richter einstimmig verneint. Daher muss seitens der EKD die Frage beantwortet werden, wovor sollen Menschen, die zum Sterben entschlossen sind, eigentlich geschützt werden? Vorm Sterben? Das verstehe ich nicht unter „Würde wahren“ (so aber Elisabeth Schmidt-Gräßl, Zeitzeichen 3/2021). Diese wird doch damit mit Füßen getreten.

Zum anderen muss gefragt werden, wie weit Vertreter einer reinen Nein-Haltung vom elenden Leiden und Sterben von Menschen weg sind. Es ist höchste Zeit, dass Denk- und Diskussionsblockaden, die von kirchlichen Funktionärseliten ausgehen, aufgebrochen und beendet werden. Sie dienen nämlich nicht den sterben wollenden Menschen. Dabei wäre zuvörderst theologisch zu zeigen und zu begründen, warum es den ethischen Grundsätzen evangelischer Theologie und Seel-

sorge eher entsprechen sollte, den Sterbewunsch eines Schwerstkranken abzulehnen als ihn zu erfüllen. Im Zentrum geht es damit um die Frage nach der Funktion von Normen in konkreten, besonderen Situationen von Menschen. Hier ist daran zu erinnern, dass evangelische Ethik keine reine Norm-Ethik kennt, sondern Normen in konkreten Situationen reflektiert.

Drittens: Wenn eine insgesamt überschaubare Zahl kirchlicher und diakonischer Oberherren den assistierten Suizid für sich ablehnt, ist das dem Karlsruher Urteil zufolge deren gutes Recht. Mehr Inanspruchnahme von kirchlicher „Meinungsfreiheit“ in Richtung Öffentlichkeit braucht es nicht nur in dieser Sache nicht. Der Weg von kirchlicher „Meinungsfreiheit“ zur „Beeinflussung“ von Menschen ist bekanntlich nicht weit (siehe weiter unten). Und der zum Missbrauch von Macht auch nicht.

Mehrheit für assistierten Suizid

Zuletzt hat die Reaktion auf das Theaterstück „Gott“ von Ferdinand von Schirach wieder gezeigt, dass sich seit mehr als zwei Jahrzehnten meist zwischen 60 und 80 Prozent der deutschen Bevölkerung – das gilt übrigens so auch für beide Konfessionen – für assistierten Suizid aussprechen. Die evangelische wie die römisch-katholische Amtskirche setzen sich, wie gezeigt, bis heute nicht nur nicht mit dem Karlsruher Urteil auseinander, sie setzen sich vielmehr darüber hinaus „amtsbewusst“ (wie Ende 2015 die Mehrheit der Bundestagsabgeordneten bei der Abstimmung über den § 217 StGB) rigoros über Volkes Stimme hinweg. Und insinuierten immer wieder, theologisch zu Unrecht, es würde damit gegen das 5. Gebot verstoßen. Richtig ist, dass im Falle des assistierten Suizids nicht Menschen Menschen töten, sondern

Sterbewillige ihr Leben beenden wollen und dafür um Hilfe bitten. Ich kann Isolde Karle (Professorin für Praktische Theologie an der Uni Bochum und EKD-Ratsmitglied) sehr gut verstehen, wenn sie mit ihren Mitstreitern nach langen klärenden Bemühungen zu dem Ergebnis kommt, die EKD sei „nicht diskussionsfähig“ (epd vom 25.01.21).

Gleichsam die Bestätigung dafür liefert Peter Dabrock, Erlanger Ethiker und EKD-Ratsmitglied, dem zufolge solche Urteile wie das Karlsruher ein „Skandal“ sind (per Mail an mich am 11.11.2020). Und jüngst nennt Susanne Breit-Keßler, ehemalige Münchener Regionalbischöfin und jetzige Vorsitzende des bayerischen Ethikrats, (sic!) das Urteil einen „Irrsinn“ (nachrichten der ELKB-newsletter 5/2021). Dafür kann man sich nur noch „fremdschämen“. Wir wissen hinlänglich, wie solche kirchlich-theologischen Stimmen in die Öffentlichkeit ausstrahlen und entsprechend für Stimmung sorgen! Das geht einfach nicht. Sehr viele andere haben mit mir vor dem Urteil des Karlsruher Gerichts großen Respekt.

Kompromissfähigkeit und Barmherzigkeit

Kann es angehen, dass die EKD in Sachen Sterbehilfe weiterhin kompromisslos an ihrer Haltung „kein assistierter Suizid!“ festhält? Ich denke nein, weil politische Entscheidungen in einem freiheitlichen demokratischen Rechtsstaat auf Kompromisse angewiesen sind. Ohne sie geht es nicht. Genau hier sehe ich das Problem beider Kirchen. Da sie mehr oder weniger hierarchisch strukturiert sind, fallen ihnen Kompromisse (sehr) schwer. Wer kompromisslos auftritt, offenbart damit seine eigene Demokratieunfähigkeit. Kirchen werden also lernen müssen, sich in offene und plurale Gesellschaften als ein Ak-

teur einzubringen, ansonsten kegel sie sich selbst aus dem öffentlichen Spielfeld. Ich glaube nicht, dass das die (evangelische) Kirche ernsthaft will. Ein guter Kompromiss ist es, wenn niemand ganz zufrieden ist, aber alle mit einer „Lösung“ leben können und diesen differenzierten Dissens friedlich aushalten. Kompromisse werden dort umso nötiger, wenn und wo die „Zeit der Eindeutigkeit“ (Buchtitel Zygmunt Bauman 1992), in der eine Person, eine Gruppe oder eine Institution immer Recht hatte, vorbei ist, es also absolute Wahrheiten nicht mehr gibt und „Abschied vom Prinzipiellen“ (Odo Marquard, Aufsatztitel 1981) genommen werden muss.

Das erfordert Selbstrelativierung und „Unsicherheitstoleranz“ sowie Demut. Letztere wird im kirchlichen Bereich durchaus propagiert, aber in der Praxis hapert es damit zuweilen. Wenn sich freilich beide Kirchen einem Kompromiss weiter verweigern, wird es sehr schwer werden, zu einem sozialverträglichen Ergebnis in der causa Sterbehilfe zu kommen. Dabei wäre ein Kompromiss nicht zuletzt deswegen geboten, weil zum einen 40 Prozent Nichtkirchenmitglieder nicht automatisch von der Amtskirche mitvertreten werden wollen bzw. dürfen und zum anderen auch von den Kirchenmitgliedern viele die amtskirchliche Sicht der Sterbehilfe nicht teilen. Zudem räumt unsere Verfassung keiner Religion oder Weltanschauung in unserem Staat ein Vorrecht ein, da der sich als weltanschaulich neutral versteht.

Ein Kompromiss in Sachen Sterbehilfe würde aus meiner Sicht bedeuten: Es gibt konkret zwei selbstbestimmte Sterbeweisen, die palliativ unterstützte und die assistiert begleitete. Beide sind in meinen Augen theologisch gleichwertig und würdig. Diese „geteilte“ Überzeugung hat in meinen Augen

weder den Untergang des Abendlands zur Folge noch den des christlichen Glaubens. Der Kompromiss ist schließlich gemeinschaftswahrend: Er lässt uns in unseren unterschiedlichen Sichten „beieinander bleiben“, ohne dass Verdikte ausgesprochen werden und Trennungen erfolgen müssten. Es wäre sehr viel gewonnen, wenn sich zumindest die evangelische Kirche darauf einlassen könnte. Am Rande wäre zu bedenken, inwieweit in von der Allgemeinheit finanzierten kirchlichen Einrichtungen (Krankenhäuser, Altenheime etc.) das Grundrecht auf selbstbestimmtes Sterben rechtlich folgenlos ausgehebelt werden darf.

Besser und zielführender wäre es in Sachen Sterbehilfe, ausgehend von Gottes Barmherzigkeit an unsere menschliche zu erinnern und sie zu leben. Die Jahreslosung für 2021 lautet „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ (Lk 6,36). Dann kann auch assistierter Suizid ein Akt der Barmherzigkeit sein. Wer barmherzig sei, schließe verfahrenere Situationen auf, „erreicht Herzen und schafft Umdenken bei Festgefahretem“, schrieb Anfang des Jahres der bayerische Landesbischof (nachrichten der ELKB-newsletter 01/2021). Zustimmung, so ist es! Solchen Ruf zur Barmherzigkeit gilt es aber auch unter uns zuzulassen, weil er sonst seine heilsame Kraft nicht entfalten kann. Dementsprechend halte ich es in Sachen assistierter Sterbehilfe für eine fundamentale kirchliche und gesellschaftliche Aufgabe, nicht hinter Gottes Barmherzigkeit und dem Karlsruher Urteil zurückzubleiben.

Recht auf Selbstbestimmung

Anfang des Jahres 2021 unternahm eine Arbeitsgruppe bestehend aus Diakonierpräsident Ulrich Lillie, Prof. Reiner Anselm (München) und Prof. Isolde Karle in Verbin-

derung mit Bischof Meister (Hannover), dem Juraprofessor Jakob Jousen (Bochum) und weiteren den Versuch, mit einem Artikel in der FAZ (11.01.21) Bewegung in die verharschte EKD-Landschaft zu bringen, indem sie im Respekt vor der „höchstrichterlichen Rechtsprechung“ den assistierten Suizid als Denk- und Handlungsmöglichkeit ins Spiel brachte, den die Kirchen „nicht nur ablehnen“ sollten. Vergeblich! Zwei Wochen später kam die Gegenreaktion von Peter Dabrock und Bischof i. R. Wolfgang Huber (Berlin) (Gastbeitrag „Selbstbestimmt mit der Gabe des Lebens umgehen“, FAZ 25.01.21), die den seit den 70er/80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts nachweislichen „Wertewandel“ (Ronald Inglehart 1970) in der Bevölkerung in Sachen Selbstbestimmung, auch am Lebensende, nicht wahrhaben wollen. Die Karlsruher Richter hatten am 26.02.2020 (nach einer großen „Anhörung“ vor allem schwerstleidender Menschen im April 2019 in Karlsruhe) einstimmig festgestellt, dass das allgemeine Persönlichkeitsrecht als Ausdruck persönlicher Autonomie ein „Recht auf selbstbestimmtes Sterben“ umfasse, was in meiner Auffassung sterbewillige Menschen zu **Subjekten** ihres Tuns und Lassens macht. Durch Dabrocks und Hubers Votum werden sie wieder zu **Objekten** degradiert, denen Kirchen- und Theologieobere meinen diktieren zu dürfen, wie sie zu leben und zu sterben hätten. Das wäre, das ist das Karlsruher Urteil ins Gegenteil verkehrt. Ebenso verkehrt ist es, wenn ein Ethikratsmitglied hinsichtlich der Intention des Urteils behauptet, „dass nach christlichem Verständnis des Menschen Freiheit nicht in der Freiheit zum Suizid kulminieren kann“ (Elisabeth Schmidt-Gräb, Zeitzeichen 3/2021). Als ob den Karlsruher Richtern an einer Verherrlichung und Heroisierung des Suizids gelegen hätte! Um die Freiheit vom Zwang,

leben zu müssen, ging und geht es ihnen! Mit solchen Äußerungen schützen die sogenannten „Lebensschützer“ die Würde einer relativ kleinen Zahl von zum assistierten Sterben entschlossenen Menschen gerade nicht (bis 2015 blieb deren Zahl deutlich unter einem Prozent aller Sterbenden; eine Mehrheit von ca. 20 Prozent aller Sterbenden geht den palliativen Weg), sondern zwingen diese kleine Gruppe zu einem sehr oft unwürdigen Leben bis zum bitteren Ende. Barmherzig finde ich das nicht. Aber offenkundig wollen manche theologischen wie kirchlichen Funktionseliten ihre Auffassung vom Sterben im Widerspruch zum Karlsruher Urteil kompromisslos durchsetzen. Sehen sollte man das wenigstens! Zusammen mit sehr vielen anderen trete ich im Sinne des Karlsruher Urteils für ein Sterberecht ein, das zentral beim einzelnen Menschen liegt. Wer hat denn das Recht, besser zu wissen, was für die betroffenen Personen gut und wichtig ist, als diese selbst?

Selbstbestimmungsrecht hat Verfassungsrang

In einer jüngst erschienenen juristischen Dissertation zum Thema Sterbehilfe (Ruth A. Kienzerle, Paternalismus im Strafrecht der Sterbehilfe, Baden-Baden 2021, S. 481 f.) lese ich: „Die liberalen Prämissen des Grundgesetzes sprechen dafür, dass individuellen Rechten nicht nur der prima-facie-Vorrang einzuräumen ist, sondern als normativ-ethische Quelle für das rechtliche Sollen und dessen Rechtfertigung (...) letztlich nur das Individuum und nicht ein übergeordnetes Kollektiv in Frage kommt.“ (ebd.) „Ausgeschlossen“ ist damit, „objektive Schutzpflichten in paternalistischer Manier gegen den Rechtsgutträger selbst zu wenden“ (ebd.). Mit anderen Worten: „das Selbstbestimmungsrecht des Patienten (hat) Verfassungsrang“ (ebd.). In einem demokratischen, rechts-

staatlichen Gemeinwesen sehe ich für Kirche und Theologie die Verpflichtung, sich konstruktiv damit auseinander zu setzen und Wege zu finden, die zugleich dem Menschen und den Grundlagen evangelischer Ethik entsprechen.

Die Bitte

Wenn dem so ist und wenn die Bitte die Form des Evangeliums ist (2 Kor. 5, 20), dann bitte ich im Namen vieler anderer den Ratsvorsitzenden der EKD sowie andere Kirchenleitende, ihre den assistierten Suizid ablehnende Haltung zu überdenken um Gottes und der Menschen willen. Heinrich Bedford-Strohm hat mehrfach geäußert, dass in Dilemma- und Grenzsituationen jeder Einzelne das Recht auf eine Gewissensentscheidung habe, also auch - meine ich - eine Gewissensentscheidung pro assistierten Suizid. Das ist ein guter, ausbaufähiger Ansatz und hoffnungsvoller Anfang von notwendiger Kompromissbereitschaft. Diese Kompromissbereitschaft sollte man aber nicht gleich wieder, wie es im kirchlichen Sprachjargon jüngst häufig heißt, auf „absolute Ausnahmefälle“ beschränken. Das Urteil des Bundesverfassungsgerichts spricht von „Einzelfällen“, die nicht „normal“ werden sollen. Das ist etwas Anderes als die Formulierung „absolute Ausnahmefälle“ suggeriert. In solchen „Einzelfällen“ Mut und Demut zum Kompromiss zu zeigen, muss kein Zeichen von Schwäche sein. Ich halte es eher für ein Zeichen von Stärke, wenn man sich und seine Sicht der Dinge „zurücknehmen“ kann um eines größeren Ganzen willen.

Prof. em. Dr. Dr. Werner H. Ritter, Bayreuth

■ Sinnfluencer Gottes

Heino Falcke – Astrophysiker und Geistlicher

„Gottes neue Sinnfluencer“ – so überschrieb eine große deutsche Tageszeitung einen Feuilletonbeitrag anlässlich des vergangenen Weihnachtsfestkreises. „Gott hat es bei uns nicht leicht: Wer tritt heute noch als offener, liberaler und moderner Mensch für den Glauben ein?“ Wir stellen fünf Menschen vor, die mit ihrem Verständnis von Religion neue Wege beschreiten – und Türen öffnen wollen.“¹

Als deren eindrücklichster Vertreter entpuppte sich der Fünfte und Letzte im Bunde, ein – mir persönlich bis dahin völlig unbekannter – 54-jähriger Astrophysiker namens Heino Falcke. Seit einem Jahr steht er im Licht der weltweiten Öffentlichkeit. Erstaunlicherweise ist er zugleich auch Geistlicher, und Prädikant der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Eine Weltsensation

„Licht im Dunkeln. Schwarze Löcher, das Universum und wir.“ Unter diesem Titel hatte Falcke im Oktober 2020 die Geschichte des Ereignisses veröffentlicht, das ihn im April 2019 schlagartig weltweit bekannt gemacht hatte.² Der Buchumschlag wirbt: „Die Geschichte eines epochalen Bildes... Es ist eine Weltsensation: Am 10. April 2019 präsentiert Heino Falcke das erste Bild eines Schwarzen Loches – ein Wendepunkt in der Geschichte der Astronomie, den das „Science Magazin“ den Wissenschaftsdurch-

bruch des Jahres nannte.“³ Falcke selbst beschreibt sein Werk als eine spannende „Einladung auf eine persönliche Reise mit mir durch dieses – durch unser – Universum.“⁴ Fesselnd erzählt, wurde sie sofort ein Bestseller.⁵ In vier Etappen läuft sie ab. Die erste führt ein in „die Geschichte der Astronomie“, die nächste in „das Wissen der modernen Astronomie“, die dritte in „das Abenteuer der Entstehung des ersten Fotos eines Schwarzen Loches“.

Ihren unverwechselbaren Reiz gewinnt Falckes Reise aber erst durch ihren Abschluss, seine Rückkehr zur Erde unter dem bezeichnenden Titel „Jenseits der Grenzen“ (S. 6, 267) Bewusst geistlich ausgerichtet, versucht er, sich selbst und seinen Gästen theologische Rechenschaft über „ein paar der letzten großen Fragen der Wissenschaft“ zu geben.

Schwarze Löcher

Schwarze Löcher sind „unglaublich viel Materie auf unglaublich kleinem Raum, so dass nichts entkommen kann – kein Licht, kein Mensch, kein Wort kann sich dieser Schwerkraft entziehen. Das schwarze Loch ist eine funda-

³ Rückseite des Buchumschlages.

⁴ Falcke, Heino, a. a. O., S. 12. Alle folgenden Seitenangaben, soweit nicht besonders vermerkt, stammen aus dieser Quelle.

⁵ Als erste populäre Einführung in Falckes spezifischen Zugang zu dieser Materie eignen sich weiter auch zwei Kurzvideos im Netz: „Astronom Heino Falcke im Interview“ (YouTube Video des Magazins „PRO“ vom 19.01.18, 10:41 Min., Link: <https://youtu.be/KOPdMRsDclM>) und „Heino Falcke bei Markus Lanz“ (YouTube Video vom 11.11.2020, 15:20 Min., Link: <https://youtu.be/snUgfaFEMJ8>).

mentale Grenze...“⁶ „...Schwarze Löcher sind Weltraumfriedhöfe. Sie entstehen aus verglühenden, ausgebrannten und erlöschenden Sternen. Das All füttert sie aber auch mit gigantischen Gasnebeln, Planeten und Sternen. Sie krümmen durch ihre schiere Masse den leeren Raum in extremer Weise und scheinen selbst den Lauf der Zeit anhalten zu können.“ (S. 9) „Allein in der Milchstraße sind es wahrscheinlich Hunderte von Millionen.“⁷

Das erste Foto des Schwarzen Loches „hat uns an die Grenze unseres Wissens geführt... Am Rand von Schwarzen Löchern endet unsere Möglichkeit zu messen und zu forschen, und es ist eine große Frage, ob wir diese Grenze jemals überschreiten können.“ (S. 10)

Mit diesem Bild ist für Falcke ein wichtiger weltanschaulicher Nachweis erbracht. Auch die für Allmächtsphantasien anfällige Naturwissenschaft kann, darf und muss sich selbst die unübersteigbare Grenze ihrer Erkenntnisfähigkeit eingestehen. Mehr noch: Sie kommt nicht umhin, diese zu überschreiten auf Fragen und Antworten hin jenseits ihres Bereichs, also des sprichwörtlichen „Jenseits“, welche den Rahmen von Raum und Zeit sprengen. Die Existenz Schwarzer Löcher bestätigt also die beiden anderen, schon bisher weltweit geltenden Ansichten der – meisten – Astrophysiker in Hinsicht auf die Begrenzung des Weltraums in zwei Richtungen: in der Vergangenheit durch den Urknall, in der Zukunft durch die „Entropie“ („Wärmemethode des Alls“). Mit dem Beweis der Schwarzen Löcher zeigt sich eine neue, dritte Grenze,

⁶ „Das schwarze Loch ist etwas Höllisches.“ Interview mit dem Astrophysiker Heino Falcke, SZ-Magazin 22.10.2020.

⁷ SZ Magazin, ebd.

und zwar für die Gegenwart, und damit zugleich eine weitere, dritte Brücke zur Religion.

Der Begriff der „Grenze“ ist für Falcke zentral. Seine Rückreise zur Erde, betitelt „Jenseits der Grenzen“, und damit sein ganzes Buch münden daher in eine ausführliche Reflexion dieses Begriffs auf der Basis biblischer und kirchlicher Grundtexte.⁸

Falcke ist weder kritikresistenter Fundamentalist noch mystischer Esoteriker. Auch für Skeptiker argumentiert er einladend und horizontweiternd.

„Diese Reise ist für mich kein Eroberungszug des Wissens, sondern sie kommt eher einer Pilgerfahrt gleich, in der unser Geist sich weitet. Am Ende führt diese Reise wieder zurück zu uns selbst und unseren ungelösten Fragen. Es wird deshalb Zeit, dass wir aus übermütigen Welteroberern wieder zu demütig Suchenden werden.“ (S. 327)

Erst die Grenzen der Allmacht ermöglichen Freiheit

Falckes erklärte Absicht ist es, die Grenze der scheinbaren „Allmacht“ der heutigen Technik nicht nur aufzuzeigen, sondern sie als Erkenntnis- und Lebensschranke ausdrücklich positiv umzuwerten. Denn erst die Entdeckung der raumzeitlichen Begrenztheit des Weltraums ermöglichte die „objektive“ Endlichkeit.⁸ 299. Die Zentralstellung des Begriffes der Grenze leuchtet unmittelbar ein. Denn rein logisch ermöglichen überhaupt erst „Abgrenzungen“ begriffliche „Definitionen“. Damit befindet Falcke sich in bester Gesellschaft. Der bedeutende Religionsphilosoph Paul Tillich kann hierin den Schlüssel zu seinem Lebenswerk sehen: „Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis.“ S. Tillich, Paul, Auf der Grenze. Aus dem Lebenswerk Paul Tillichs. Stuttgart 1962, 4. A., 13.

keit unseres irdischen Lebens und damit unser „subjektives“ Bewusstsein davon. Dieses nötige uns aber zugleich zur Frage nach dem, was jenseits dieser Grenze ist: zu deren „Überschreiten“ in Richtung „Jenseitsphysik“ (S. 273 ff.) bzw. „Metaphysik“ (S. 274) Erst damit würden Freiheit von Raum und Zeit, Glaube an einen „transzendenten“, freien, personalen Gott, Hoffnung und Liebe möglich. Die Struktur dieser „Glaubenstugenden“ sei die des offenen Gespräches. Ihr Inhalt könne und dürfe nie zur Satzwahrheit gerinnen. Sondern ihr Wesen sei der bleibende, lebendige Austausch.

Die Astrophysik verweist auf die Gottesfrage

Die herausragende Bedeutung der Grenze des Anfangs ist für Falcke Anlass zum Übergang zur Gottesfrage, also von Naturwissenschaft zu Theologie. Er setzt hier ein mit einer kosmologischen Deutung des ersten Satzes des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das Wort...“ Am Anfang jeder Naturwissenschaft stehen die Regeln, nach denen die Welt funktioniert und aus denen sich eine „Sprache“ herausbildet. Woher aber kommt dieses Wort, das am Anfang war? Woher kommen die Regeln? Woher kommt das, woraus mithilfe der Regeln etwas wird?

„...und das Wort war Gott“ lautet der zweite, entscheidende Versteil. Die Frage nach der ersten Ursache... (wird) im christlich-jüdisch-islamischen Kulturkreis... mit „Gott“ beantwortet. Wer oder was ist Gott? ...diese Frage [berührt] eine Dimension... welche die Physik und ihre Grenzen weit übersteigt.“ (S. 316 f.)

Eine agnostische oder gar atheistische Haltung dieser Frage gegenüber sei zwar individuell-persönlich zu respektieren. Von der Sache her aber „(sollte) man [erg. diese

Frage, C. W.] grundsätzlich nicht ausklammern... Wer es wagt, über die Grenzen der Physik hinaus zu fragen, kommt an Gott nicht vorbei. Gerade weil die Natur uns fundamentale Grenzen der Erkenntnis setzt, stoßen wir immer wieder an sie und rütteln mit unseren Fragen an der Tür zum Himmel... Ich denke, eine gänzlich gottlose Physik ist nicht möglich...

Wer behauptet, Gott sei überflüssig, weil die moderne Physik bereits alle Fragen beantwortet hat, wie Stephen Hawking es tat, macht es sich zu einfach. Im Gegenteil sage ich: Gott ist heute nötiger denn je... Wir wissen heute viel mehr als jemals zuvor, aber wir wissen auch viel mehr von dem, was wir nicht wissen können...“ (S. 316 ff.)

Gott ist mehr als nur ein Uhrmacher Gott ist für Falcke zunächst einmal „die unpersönliche Summe aller Naturgesetze und Anfangsbedingungen...“ (S. 322), die „Verlässlichkeit und Regelmäßigkeit“ (S. 323) des Universums, vor allem in Gestalt des „Gesetz(es) von Ursache und Wirkung...“ (S. 322) Das deistisch-mechanistische Bild Gottes als des „Meisteruhrmachers“ (S. 321), der im Anfang das Räderwerk des Universums konstruiert und in Gang gesetzt hat, legt sich hier nahe. Dies sei freilich eine „sehr reduzierte Gottesversion.“ (S. 321)

Bis zu diesem Punkt argumentiert Falcke naturwissenschaftlich. Seine persönliche Einstellung aber ist eine dezidiert christliche. Um diese argumentativ nachvollziehbar zu machen, verlässt er die Ebene seiner astrophysikalische Argumentationskette. Mit seinem Glaubenszeugnis zum persönlichen Gott wechselt er auf die Ebene individuell-persönlicher Erfahrungen.

„Für mich persönlich ist Gott mehr als ein Uhrmacher. In meiner Re-

ligion zeugt die Bibel von einem reichen Schatz an Namen, Begegnungen und Geschichten von und mit Gott. Dies alles beschreibt erlebte Wirklichkeit, aber nicht in der Sprache der Mathematik, sondern in der Sprache der Erfahrung, der Poesie, der Träume, der Weitsicht und der Weisheit. Die Frage, ob ich geliebt werde oder was ich wert bin, erschließt mir die Sprache der Mathematik nicht... Dieses Suchen nach Gott bleibt daher hochaktuell. Denn wie ich den Anfang denke, bestimmt auch, wie ich das Heute und Morgen sehe... Ist Gott aber für mich nicht nur etwas, sondern auch Person, dann erwarte ich, dass Gott mein Gegenüber ist, von dem ich heute und morgen noch Neues erwarten kann und darf... Im christlichen Glauben drückt sich die Persönlichkeit Gottes sowohl in der Hingabe des Menschensohnes Jesus Christus als auch in der Gemeinschaft der Gläubigen und in der Größe der Schöpfung aus.“ (S. 322 f.)

Kein unvernünftiger Gedanke

Freilich, und daran liegt Falcke alles, ist auch diese private Erfahrung, gefasst in sein Bekenntnis zum trinitarischen Gott, kein Sprung aus der Welt der Wissenschaft und deren Logik hinaus. Sondern innerhalb ihrer wechselt Falcke „nur“ die Sprachebene. Denn auch alle religiösen Glaubenserfahrungen sind ja letztlich Ergebnisse des Urknalls, zusammengesetzt aus Elementarteilchen des „Quantenschaums“ (S. 310). Dazu gehört dann für ihn auch alle menschliche Personalität und Sozialität, ja sogar der Gedanke der Personalität Gottes!

Der einzige Unterschied zu den Naturwissenschaften liege in der Gestalt ihrer abstrakten mathematischen Formelsprache. Persönliche Erfahrungen dagegen können jeweils erst im zeitlichen Nach-

hinein in konkrete Bilder gefasst werden. Denn sie scheinen ja „nur“ „zufällige“ Erlebnisse zu sein, nicht kausal ableitbare, „notwendige“ Sachereignisse. Derartige Erwägungen auf dem Boden der Naturwissenschaften seien für positivistische Physiker zwar ein Stein des Anstoßes, machten sie aber nicht weniger wissenschaftstauglich – im Gegenteil (vgl. S. 323).

„Protonen erscheinen offensichtlich als persönlichkeitsfähig, da sie einen Menschen bilden können. Scheinbar gelingt es der Physik, aus einem Urknall, etwas Materie und ein paar Naturgesetzen Menschen mit Bewusstsein, abstraktem Denken, Gefühlen, Humor und einem Sinn von Bestimmung und Verantwortung hervorzubringen. Die Möglichkeit, dass Leben, Individuum und Persönlichkeit entstehen können, muss also schon in den Gesetzen des Urknalls angelegt – aber nicht unbedingt vorherbestimmt – gewesen sein. Ganz offensichtlich war diese Möglichkeit aber nicht ausgeschlossen, denn wir sind ja da! Frei nach Descartes' fundamentaler Einsicht: „Ich denke, also bin ich“ könnte man auch sagen: „Ich denke, also ist es möglich“: Wenn Materie denkt und fühlt, warum soll dann nicht auch ein Schöpfergott, die erste Ursache, eine Persönlichkeit mit Geist, Sinn und Verstand haben können?

Für Physiker, die einen Kosmos voller Leben, Möglichkeiten und Multiversendenken können, scheint mir ein persönlicher Gott gerade kein unvernünftiger Gedanke – jedenfalls viel vernünftiger, als die Welt als programmierte Computersimulation zu begreifen, wie manche meiner Kollegen es heimlich tun. Nur weil Menschen seit Jahrtausenden von Jahren an einen persönlichen Gott glauben, ist dieser Glaube nicht von vornherein abwegig.

Allerdings liegt die Persönlichkeit Gottes jenseits physikalischer Detektoren. Wenn uns die Wissenschaft des Weltalls gezeigt hat, wie klein wir sind, dann sagt Gott uns, wie wertvoll wir sind. Wertschätzung ist keine physikalisch messbare Größe...“ (S. 323 f.)

Gesprächsfähigkeit bewahren

Auf die Bewahrung personaler Freiheit in Gestalt von nicht unvernünftiger Gesprächsfähigkeit mit dem und über den personalen Gott läuft daher dieses Schlusskapitel „Allmacht und Grenzen“ und damit Falckes ganze Reise hinaus. Freiheit als lebendiger Austausch besteht gerade darin, dass beide, Naturwissenschaft und Religion, ihre jeweiligen Grenzen anerkennen und wechselseitig respektieren.

„Die Physik erschließt mir neue Wunder, sie nimmt mir aber nicht den Glauben, sondern erweitert und vertieft ihn nur. Schau ich auf den Menschen Jesus Christus, entdecke ich die menschliche Seite von Schöpfung und Schöpfer ... So finde ich für mich einen Gott, der Anfang und Ende umfasst, dem ich auch nichts mehr beweisen muss und beweisen kann und bei dem ich jetzt schon zuhause bin.“ (S. 325)

Aber auch der Glaube muss sich seiner Grenzen bewusst bleiben: „...so ist auch der Zweifel ein wichtiges Element meines Glaubens. Das Experimentierfeld des Glaubens ist das Leben, und daher müssen sich mein Leben und mein Glaube immer auch der Kritik stellen... Gerade die Unsicherheiten in dieser Welt erlauben uns immer wieder, neu zu entscheiden und neu zu fragen... Das ist auch eine Form von Freiheit, vielleicht sogar deren Grundlage... Daher sind die

Grenzen des Wissens zugleich Segen und Herausforderung. Es ist die Natur des Horizonts, dass man ihn niemals überschreiten, aber ihn immer erweitern kann. Horizonte erweitert man, indem man weitergeht: denkend, fragend, zweifelnd, hoffend, liebend, glaubend." (S. 326)

In dieser Grundhaltung weiß sich Falcke im Einklang mit einer anderen deutschen Koryphäe der Astrophysik von internationalem Ruf, Harald Lesch. In den Medien vielseitig präsent, versteht Lesch sich bezeichnenderweise ebenfalls als überzeugter evangelischer Kirchenchrist. Zustimmend zitiert Falcke deshalb zum Abschluss dessen persönliche Grundüberzeugung aus dem 1. Korintherbrief des Apostels Paulus Kap. 13, 13: „Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung, ..., die Liebe aber ist die größte unter ihnen." (S. 326)

Gott – das kosmische Wunder lebendigen Schöpfergeistes⁹

Falckes „Licht im Dunkeln“ hält, was es verspricht, und dies sowohl in astrophysikalischer wie theologischer Hinsicht. Es ist ein so außergewöhnliches wie mutiges Plädoyer nicht nur der Vereinbarkeit von moderner Naturwissenschaft und persönlichem Gottesglauben, sondern mehr noch sogar ihrer wechselseitigen Angewiesenheit aufeinander.

Bei aller uneingeschränkten Bewunderung sei zum Abschluss dennoch eine theologische Rückfrage erlaubt:

„Wenn heute die Erde im Sonnensystem... wenn heute unsere

9 Vgl. zum Ganzen Wenz, Gunther, Schöpfung. Protologische Fallstudien. Studium Systematischer Theologie. Bd. 7, Göttingen 2013, insbes. 309ff.

ganze Milchstraße aus dem All verschwände, so würde dies dem All nichts ausmachen, und trotzdem würde dem All etwas sehr Wertvolles fehlen, nämlich unser Glaube, unsere Hoffnung, unsere Liebe – und unsere Fragen, mit denen wir immer wieder neu Licht ins Dunkel bringen.“¹⁰ Mit diesem für mich unerwartet verhaltenen Resümee beschließt Falcke seine kosmische Entdeckungsreise.

Gerade an diesem Endpunkt vermisse ich persönlich die Thematisierung Gottes als einzigartiger, „ewiger“, vom All und

¹⁰ 327. Falcke scheint hier indirekt an jene breite Strömung evangelischer Kosmologie im 19. und 20. Jahrhundert anzuknüpfen, die sich dem Neukantianismus anschließt. Vgl. dazu Kants berühmten Abschluss seiner „Kritik der praktischen Vernunft“: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muss, nachdem es denn eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite dagegen erhebt meinen Wert, als einer Intelligenz, unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart...“ (Kant, Immanuel, Kritik der praktischen Vernunft, Kapitel 34, Beschluss. In: Immanuel Kants Werke, hg. Ernst Cassirer, Berlin 1912 ff., Bd. V, 95). Mein eigenes Votum schließt sich dagegen evangelischer Kosmologie in Hegelscher Tradition an, vermittelt über Wenz und dessen Lehrer Pannenberg. Vgl. dazu auch: Hermanni, Friedrich, Metaphysik. Versuche über letzte Fragen, Tübingen 2011.

moralischen Höchstwerten unabhängiger, absoluter Referenz. Nur indirekt angedeutet, bleibt diese für mich hier unscharf. Gott ist zwar auch für Falcke eindeutig kein „Etwas“, sondern „Person“ (vgl. S. 325). Aber wird diese in seiner Schlussformel ungewollt nicht doch wieder in „etwas sehr Wertvolles“, in eine Art optimaler – nichtsdestoweniger vergänglicher – kosmischer Energie zurückgenommen? Ohne ausdrücklichen Rückbezug auf Gott aber stünde nicht nur diese, sondern das All überhaupt auf dem Spiel!

Unter „Gott“ verstehe ich persönlich zunächst einmal rein formal den Ausdruck der Wahrheit des überschießenden Ganzen, ohne das nichts Einzelnes als wahr definiert werden kann. Inhaltlich ist Gott für mich das kosmisch unerklärliche Wunder des schöpferischen, Leben schaffenden Geistes im an sich nachtschwarzen, tödlich-kalten, chaotischen Universum. Unbegreiflicherweise lässt dieser Geist nicht nur tote Materie an ihm selbst teilhaben, sondern schafft damit sogar Menschen. Allein in Gestalt derartiger „Personen“ wird Materie überhaupt befähigt, Schöpfergeist und Weltraum zu unterscheiden und sich selbst darin als lebendig wahrzunehmen. Nur mitten in dieser Zwischenstellung kann sie sich ihres transzendenten Kerns, Grundes und Zieles bewusst werden. Diese Ausrichtung verleiht ihr eine einzigartige Stellung im und gegenüber dem All: Selbstständigkeit, d. h., kreative Freiheit. Ganzheitlich, drängt diese auf dessen stetige Kultivierung vom Chaos zum „Kosmos“. Als deren kosmisch unüberbietbare Ausprägung erscheinen die drei „theologischen Tugenden“ Glaube, Liebe und Hoffnung.¹¹

¹¹ Alle faszinierenden Naturwissenschaften samt ihren staunenswerten

Gebündelt in einem Satz: Bleibend Teil des kosmischen Zwielfichtes, können wir Menschen nur mit Gottes Hilfe Licht und Finsternis unterscheiden – und die entsprechenden Konsequenzen daraus ziehen. Diese grundlegende Einsicht gelingenden Lebens hat der legendäre UN-Generalsekretär, Friedensnobelpreisträger und lutherische Mystiker Dag Hammarskjöld einmal in folgendes

Ergebnissen lassen sich auf diesem Hintergrund m. E. doppelt verstehen: als hochdifferenzierte, äußerst effektive Methoden zum einen der „Erdung“ der körperlichen Dimension des menschlichen Selbst, zum anderen dessen rationaler Sicherung. Dessen geistige Wirklichkeit freilich wird dabei immer schon mit- und voraus gesetzt.

Rudolf Bohren zum 101. Geburtstag

Erste Begegnung

Wintersemester 1976/77. Im November kam ich zu einer Tagung nach Heidelberg. Am Sonntagmorgen gingen wir in die Heiliggeistkirche, die Peterskirche war wohl wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Auf dem Weg flüsterten meine Freunde mir zu, die Frau des heutigen Predigers sei im Sommer nach langjähriger Depression durch einen Suizid ums Leben gekommen, nun halte er seine erste Predigt im Universitätsgottesdienst nach diesem Schlag. Den Namen Rudolf Bohren hatte ich schon gehört, aber allzu viel sagte er dem Studenten im dritten Semester nicht.

In der vollbesetzten Heiliggeistkirche erschien ein relativ kleiner Mann mit grauem Vollbart. Schon

eindrückliche poetische Bild gefasst: „Gott stirbt nicht an dem Tag, an dem wir nicht länger an eine persönliche Gottheit glauben. Aber wir sterben an dem Tag, an dem das Leben für uns nicht länger vom Glanz des Wunders durchstrahlt wird, von Lichtquellen jenseits unserer Vernunft.“¹²

*Pfr. Dr. Christian Wendebourg,
München*

Erstveröffentlicht in "Confessio Augustana – das lutherische Magazin für Religion, Gesellschaft und Kultur" I/2021, S. 33 ff.

12 Hammarskjöld, Dag, Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, München 1965, 37.

die ersten Worte der Liturgie ließen mich aufhorchen: Die eigenartig hohe Stimme, der unverkennbare Schweizer Akzent prägten sich mir für mein Leben ein. Dann kam der Predigttext. An diesem vorletzten Sonntag des Kirchenjahres war das 2. Kor. 5,1-10: „Denn wir wissen, dass wir, wenn unsere irdische Zeltwohnung abgebrochen sein wird, einen Bau haben, den Gott bereitet hat.“

Die Predigt begann: „Als man dem württembergischen Pfarrer Christoph Blumhardt die Nachricht überbrachte, sein Freund August Bebel sei gestorben, sagte der in seinem unnachahmlichen Schwäbisch: ‚Der wird Augen machen.‘ – Wir werden alle einmal sterben, werden Augen machen und werden angesehen. Darum haben wir uns versammelt,

damit wir nicht in aller unserer Klugheit dumm bleiben und tröstlos in unserer Auferstehungsblindheit. Hier teilt uns einer ein Wissen mit, von dem wir in der Regel nichts wissen, kein Philosophenwissen, kein Professorenwissen, ein Kinderwissen vielmehr, ein Freiheits- und Freudenwissen, ein Wissen um unsere eigene Zukunft über den Tod hinaus.“¹

Später hat uns Rudolf Bohren gelehrt, dass die ersten Sätze über eine Predigt entscheiden. Doch auch ohne dies verstanden zu haben, war mir beim ersten Hören klar, dass es hier etwas zu lernen gab: Da begann ein Prediger mit einer knappen Prophetengeschichte. Wie sollte man es sonst nennen, wenn Blumhardt dem verstorbenen Oberhaupt der deutschen Sozialdemokraten und ausgemachten Atheisten Bebel ohne Wenn und Aber die Anschauung Gottes – um etwas anderes ging es doch wohl nicht – zusprach? Der zweite Satz bereits erweiterte den Zuspruch auf die versammelte Gemeinde. Der dritte Satz nannte den Grund dieser „Versammlung“: „Darum haben wir uns versammelt, damit wir nicht ... dumm bleiben.“ Offenbar gab es – zumindest theoretisch – auch in einem Universitätsgottesdienst der hochberühmten Universität Heidelberg die Möglichkeit „in aller Klugheit“ und trotz „Professorenwissen“ dumm zu bleiben. Der Prediger aber kannte den Zweck unserer Zusammenkunft.

Ich greife vor: Jahre später hat mir Rudolf Bohren erzählt, sein Lehrer Walter Lüthi (1901–1982) habe auf dem Kirchentag in Leipzig 1954 vor Tausenden von Zuhörerinnen und Zuhörern seine Bibelarbeit mit den Worten begonnen: „Er kommt mit

¹ Die Predigt ist abgedruckt in dem Band: Rudolf Bohren, *Trost. Predigten*, 2. Auflage Neukirchen-Vluyn 1983, 71 ff.

den Wolken. Um diese Botschaft entgegenzunehmen, ist der Kirchentag versammelt.“²

Ein Wort zur prophetischen Rede in der Predigt: Weder bei Lüthi noch bei Bohren kommt das prophetische Wort mit großem Gestus daher. In seiner Predigtlehre zählt Bohren die „falsche Prophetie“ zu den Lastern der Prediger (und Predigerinnen).³ Das Prophetische der Predigt erscheint vielmehr in knappen, fast lakonischen Sätzen, die aussprechen, was nicht vor Augen ist, das „Unsichtbare“, wie Bohren es oft nennt: „Der wird Augen machen.“ Oder: „Dazu sind wir versammelt.“ Der Mantel des Propheten umhüllt den Jünger und doch ist er ihm immer zu groß. Elisa wünscht sich zwei Drittel vom Geist Elias und Elia antwortet: „Du hast Schweres erbeten.“ (2. Kön. 2,10)

Zurück ins Jahr 1976. Es war klar: Dieser Prediger traute sich etwas. Weder eine volle Kathedrale – die Heiliggeistkirche hat etwas von einer Kathedrale – noch eine gelehrte Zuhörerschaft schüchterten ihn ein. Er nannte ohne lange zu fragen seinen Hörern und Hörerinnen den Grund, aus dem sie versammelt waren, einen Grund, den vermutlich in dieser Kirche so schnell niemand von sich aus angegeben hätte: den Wunsch, nicht dumm zu bleiben. Man könnte hier durchaus von einer Unterstellung sprechen. Wer Ohren hatte zu hören, wusste nun, dass Gottes Geist die Versammlung in der Heiliggeistkirche zusammengerufen hatte, um uns von unserer „Auferstehungsblindheit“ zu heilen. In Aussicht stellte uns der Prediger

² Über Bohrens Verhältnis zu Lüthi gibt er Auskunft in „Erinnerungen an einen Prediger“, in: Rainer Oechslen, Resonanz. Walter Lüthi als Vorbild der Predigtkunst. Mit Erinnerungen von Rudolf Bohren, Zürich 1997, 93 ff.

³ Rudolf Bohren, Predigtlehre, 4. Auflage 1980, 408 – 410.

ein „Freiheits- und Freudenwissen“. Das spezielle Namedropping am Anfang zeigte außerdem, dass der Prediger sich auch im Universitäts-gottesdienst nicht auf den Rahmen akademischer Theologie beschränken wollte. Weder Christoph Blumhardt (1842–1919), der als Landtagsabgeordneter der Sozialdemokratischen Partei sein Pfarramt verlor, noch deren Vorsitzender August Bebel (1840–1913), der wesentlich vom Marxismus geprägt war, gehörten zu den klassischen Referenzen akademischer Theologie.

Der Schluss der Predigt entsprach ihrem Anfang: „Glaubet dem, der uns gnädig ansieht und unsere Unreinheit bedeckt – mit einem Bau, mit einem Kleid ohnegleichen. Noch umgibt er uns unsichtbar, aber die Zeit kommt, wo er sichtbar wird, unvorstellbar schön, und wir mit ihm. Damit das werde, sind wir hier und feiern das Mahl seiner Zukunft.“ Der eschatologische Ausblick lag bei diesem Predigttext nahe. Aber bei dieser Kühnheit meinte ich die Wächter Zions singen zu hören.

Ein Sommersemester in Heidelberg

Im Frühling 1977 wechselte ich von Neuendettelsau nach Heidelberg. Bohren predigte am 15. Mai, dem Sonntag Rogate, nun wieder in der Peterskirche, über Ezechiel 34, 1–16, die Rede von den schlechten und dem guten Hirten.⁴ Ein Abschnitt daraus ist mir fast wörtlich im Gedächtnis geblieben. Manchmal habe ich ihn vorgetragen:

„Schafe sind dumme Tiere. In meiner Heimat beispielsweise ziehen sie sich in der Sommerhitze an den Gletscher zurück, sammeln sich am Lawinenkegel, wo es kühler ist. Dann bleiben sie in ihrer schäflichen Sturheit dort oben und magern ab, weil sie am Rand von Schnee und
⁴ Die Predigt ist abgedruckt in Bohren, Trost, a. a. O., 83 ff.

Eis kein Futter mehr haben. – Im Orient gibt es andere Verhältnisse. Aber auch dort haben Schafe Schafsköpfe und Schafsnasen.

Schafe brauchen einen Hirten. Wir Akademiker sind ja eine besondere Schafsrasse. Wir lieben die Höhenwege und geraten nur zu oft in Eis- und Schneezonen. Um irgendeiner uns nicht passenden Sommerhitze zu entgehen, bleiben wir schafsköpfig an irgendeinem schmutzigen Schneefleck stehen, wo wir zugrunde gehen, wenn uns nicht einer herunterholt. Auch akademische Bergschafe brauchen einen Hirten und die ehrbaren Heidelberger Bürger wohl nicht weniger. – Schafe sind schwierige Zeitgenossen, ängstlich und schreckhaft. Werden sie aufgeschreckt, rennen sie sinnlos davon, und der Hirt hat viel Mühe und Not, bis er sie wieder findet und fängt. Schafe können ihren Hirten zur Verzweiflung bringen.

Aber wir verstehen die Bildrede von Hirt und Herde nicht, wenn wir nicht bedenken, dass Jesus Christus in der Bibelsprache nicht nur als ‚Hirt‘, sondern auch als ‚Lamm‘ bezeichnet wird. Wenn wir erkennen wollen, was Jesus Christus als Hirt für uns heute bedeutet, müssen wir sehen, wie sehr er Hirt ist: so sehr, dass er eins ist mit seiner Herde, dass er aufgeht im einzelnen Herdentier, dass er aufgeht im Schwachen, Kranken, Gebrochenen, Versprengten, Verirrten.“

Bohren nahm den Ort dieser Predigt, die Universitätsgemeinde, ernst, wendete sich ihr zu in einer sehr direkten, zupackenden und zugleich seelsorgerlichen Weise. Noch einmal ging der Kampf des Predigers gegen die Dummheit, diesmal in der speziellen Form akademischer Sturheit.

Am Ende dieser langen Predigt – mit dem Predigttext und dem Fürbittge-

bet acht Druckseiten – kam Bohren auf die Situation in der Tschechoslowakei zu sprechen. Damals hatten auch einige Pfarrer der Evangelischen Kirche der Böhmisches Brüder die Charta 77, also die Erklärung der Bürgerrechtsbewegung, unterzeichnet. Dies wurde von der Kirchenleitung, dem Synodalrat, nicht unterstützt oder sogar bekämpft; man meinte, die Unterschriften seien mit der Ordnung der Kirche nicht zu vereinbaren. Bohren nannte die Namen der gerügten Pfarrer. Dann las Bohren einen Brief aus Prag vor: „Im vergangenen Frühjahr hat innerhalb eines Gottesdienstes in der Salvator-Kirche im Homiletischen Seminar der Student Dilandat, der für die Liturgie dieses Gottesdienstes verantwortlich war, für den damals inhaftierten [Pfarrer] Karasek gebetet. Die Fakultät verhängte über ihn ein Verbot, zwei Jahre lang nicht an der Fakultät studieren zu dürfen. Ein ähnliches Schicksal hatte der Theologiestudent Martin Zlatohvalek, der Ende April 1975 in einem Gottesdienst in der Salvator-Kirche (...) mit einem anderen Studenten zusammen zwei Zettel mit Bibelstellen auf den Altar legte: ‚Man kann nicht zwei Herren dienen (Mt. 6, 24). Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen.‘ (Apg. 5, 29) Die Fakultät schloss Zlatohvalek für zwei Jahre vom Studium aus. Zur Zeit leistet er Militärdienst und hat immer noch keine Zulassung zum Weiterstudium, obwohl die Frist von zwei Jahren schon vorbei ist.“ Bohren nahm uns mit hinein in die Situation einer bedrängten Gemeinde und leitete uns an zu konkreter Fürbitte.

Ein weiteres für Bohren typisches Element zeigte sich in dieser Predigt: die Verwurzelung in seiner Heimat. Nach meiner Erinnerung extemporierte er in der Predigt ein wenig und sprach nicht nur von seiner Heimat, sondern nannte sie ausdrücklich beim Namen: „in meiner

Heimat im Berner Oberland“. Bevor ich mehr von Bohrens Verhältnis zu seiner Heimat sage, noch ein Wort zur allgemeinen Situation in Heidelberg, überhaupt in Deutschland in diesem besonderen Semester. Die Stimmung im Land war durch politische Morde sehr angespannt. Am Anfang des Semesters stand das Attentat auf Generalbundesanwalt Siegfried Buback (7. April), an seinem Ende das an dem Bankier Jürgen Ponto (30. Juli). Der „Göttinger Mescalero“ mit seiner „klammheimlichen Freude“ über den Tod Bubacks erregte auch uns Studierende sehr.

Am 28. April erging das Urteil im sogenannten „Stammheim-Prozess“ gegen die erste Generation der RAF (Rote-Armee-Fraktion). Nicht nur ich zweifelte an der Rechtsstaatlichkeit des Verfahrens. In Heidelberg war die Nachhut der „68er-Bewegung“ relativ stark, auch wenn es, anders als am Ende der 60er Jahre, keine Störungen von Gottesdiensten und Vorlesungen mehr gab.⁵ Doch die K-Gruppen waren weiterhin aktiv. Einmal erlebte ich während des Mittagessens eine brutale Räumung der Mensa im Marstall durch die Polizei mit. Wenn ich mich recht erinnere, musste der Philosoph Michael Theunissen (1932–2015) einen Rechtsstreit mit dem Rektor der Universität führen, weil er Peter Brückner (1922–1982), eine Symbolfigur der „Neuen Linken“, zu einem Gastvortrag eingeladen hatte und der Rektor einen solchen Vortrag an „seiner“ Universität nicht erlauben wollte. Selbstverständlich hörte ich Brückner zu, wie ich auch mit tausenden Kommilitonin-

⁵ Im Gottesdienst am 28.1.1968 sagte Gerhard von Rad: Vor diesen Jahren „waren doch immer wieder Gespräche möglich, bei denen beide Partner wussten, dass Gott sie gegen ihren eigenen Fanatismus schützen musste.“ Gerhard von Rad, Predigten, 3. Aufl., Waltrop 2001, 160.

nen und Kommilitonen in Stuttgart gegen das neue Hochschulgesetz von Baden-Württemberg demonstrierte. Die Pointe dabei war, dass der Kultusminister Wilhelm Hahn (1909–1996) vor seiner politischen Laufbahn Professor für Praktische Theologie in Heidelberg gewesen war. Sein Name stand auch immer noch im Vorlesungsverzeichnis. Ministerpräsident war damals Hans Filbinger (1913–2007). Erst im August 1978 musste er wegen der Todesurteile in der NS-Zeit, für die er verantwortlich war, zurücktreten.

Ein bekanntes Diktum aus den jungen Jahren Karl Barths sagt, dass ein Theologe täglich zweierlei lesen müsse: die Bibel und die Zeitung. Daran habe ich mich gehalten. Ich hörte bei Bohren, Claus Westermann (1909–2000), Hans Walter Wolff (1911–1993), Albrecht Peters (1921–1987) und anderen. Aus den Vorlesungen, in denen die politische Lage kaum einmal direkt angesprochen wurde, die aber von einem eigenartigen Ernst geprägt waren, ging ich täglich in die Cafeteria und las die „Frankfurter Rundschau“. Ich glaube, ich habe nie mehr in meinem Leben so viel in so kurzer Zeit gelernt, wie in diesem Sommersemester.

Diesen Hintergrund muss man kennen, um zu verstehen, welche Bedeutung die Universitätsgottesdienste für uns hatten. Sie waren Orte der Besinnung, des Trostes und der Orientierung in aufgewühlter Zeit.

Am Ende des Semesters gab es einen kleinen homiletischen Zwischenfall. Im Semesterschlussgottesdienst am 3. Juli predigte Lothar Steiger den Text Hebräer 1,1–3: „Nachdem Gott vorzeiten (...) geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er zuletzt in diesen Tagen geredet durch den Sohn.“ Steiger gab der Predigt die Über-

schrift: „Die Wiederholung des Vaters durch den Sohn. Oder: Jesus Christus der Vollender“⁶. Er setzte sich, ohne ihn explizit zu nennen, mit Alexander Mitscherlichs (1908–1982) These von der „vaterlosen Gesellschaft“ auseinander, sprach von dem Menschen, „der nicht nur seine Väter verlor, weil Gott nicht zu ihnen geredet hat, sondern auch seinen Gott verlor, weil er diese Väter hatte“. Dann redete er uns an: „Du Heidenkind aus den Urwäldern der Großstädte, aus den unterentwickelten Ländern der Zivilisation und der verlorenen Kriege: Warum bist du traurig und klagst über den Verlust deiner Väter?“

Ich verstand bestenfalls ein Fünftel von dem, was Steiger sagte, doch ich wusste: Diese Predigt ist völlig anders als das, was wir von Bohren hörten, aber auch sie ist von Anfang bis Ende großartig. Nach dem Gottesdienst jedoch herrschte Missstimmung im Hof der Peterskirche. Viele Kommilitonen und Kommilitoninnen hielten die Predigt für eine unverständliche Zumutung, einige meuterten lautstark. Ich hatte den Eindruck: Sie hielten es nicht aus, dass sie etwas nicht gleich verstanden. Mir erschien das als Spießbürgertum und ich ging enttäuscht weg. Am Montagmorgen dann hielt Rudolf Bohren seine letzte Vorlesung – er las in diesem Semester über das Gebet. Offenbar hatte auch er den Ärger bemerkt. Er begann: „Ich lobe die Predigt von Lothar Steiger. Ich habe auch nicht alles verstanden. Das hat diese Predigt mit dem Römerbrief gemeinsam.“ So konnte das Semester zu Ende gehen – und Bohren konnte in die Heimat fahren, nach Grindelwald.

Die Heimat

Grindelwald im Berner Oberland

⁶ Abgedruckt in: Lothar Steiger, *Erzählter Glaube. Die Evangelien*, Gütersloh 1978, 120ff.

– dort war Rudolf Bohren am 22. März 1920 geboren – blieb immer ein zentraler Bezugspunkt in seinem Leben. Das Dorf, im 19. Jahrhundert vom alpinen Tourismus entdeckt, liegt am Fuß von Eiger, Mönch und Jungfrau. Geistlich geprägt war das Berner Oberland in Bohrens Jugend zumindest teilweise noch von der Erweckung des 19. Jahrhunderts.

Die Geschichten aus Grindelwald gingen Bohren nie aus. Eine Predigt in Barmen-Gemarke, also in seiner Wuppertaler Zeit, begann er so:

„Mein Vater pflegte folgende Geschichte zu erzählen, nicht ohne Behagen, wie es schien: Im Gasthof am oberen Gletscher in Grindelwald saß an einem Abend im vorigen Jahrhundert der Hausknecht in einer Küchenecke beim Abendbrot, als der Wirt hereinkam und ihn ohne weiteren Grund ohrfeigte. Der Hausknecht ließ sich nicht stören und fuhr fort zu essen. Dies ging offenbar dem Wirt auf die Nerven und er versetzte ihm eine zweite Ohrfeige. Der Hausknecht aß trotzdem weiter und empfing nach einigen Minuten eine dritte Ohrfeige, ohne dass er seine Mahlzeit unterbrach. – Als er nach einer guten Weile mit dem Essen fertig war, wischte er sich den Mund und sagte: ‚So, jetzt will ich den o (So, jetzt will ich auch)‘, – packte den Wirt beim Kragen und tauchte seinen Kopf in den umfänglichen und vollen Eimer mit Schweinetränke, der neben dem Herd stand.“

Wie diese Geschichte den Prediger Bohren kennzeichnet, so auch deren Deutung: „Ich erzähle diese Geschichte aus dem letzten Jahrhundert als Gleichnis für das, was wir mit Gott tun, und das, was er tun wird.“ Bohren konnte in einer Weise von dem kommenden Gericht Gottes reden, die in unserer Zeit höchst ungewöhnlich ist. Nach diesem Predigtanfang fragt man wohl nach ihrem Ende. Das

geht so: „Es ist unklug, sich seinem Gott gegenüber zu benehmen wie der Wirt vom oberen Gletscher sich gegenüber seinem Knecht benommen hat. Es ist immerhin möglich, dass sich einige von uns in dieser Hinsicht daneben benommen haben. Einige – vielleicht alle. Darum lasst uns jetzt stille sein.“ Es folgt ein Gebet mit der Bitte um Gottesfurcht.⁷ Wenn es stimmt, dass das Kennzeichen evangelischer Predigt die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium ist, dann konnte man bei Bohren lernen, wie diese Unterscheidung praktisch geschieht.

Rudolf Bohren war das einzige Kind seiner Eltern, geboren als sein Vater nicht mehr jung war. Die Mutter nahm er, als er nach Wuppertal berufen wurde, mit nach Deutschland. Er brachte aus seiner behüteten Kindheit ein klares Gefühl für den eigenen Wert mit. Das Freie Gymnasium Bern hat dieses Selbstwertgefühl sicher nicht geschwächt. Karl Barth hatte diese Schule besucht. Bohrens Mitschüler waren der ein Jahr jüngere Kurt Marti (1921–2017) und zeitweise Friedrich Dürrenmatt (1921–1990). Diese beiden muss ich hier nicht vorstellen. Ein anderer Freund war der spätere Pfarrer, Politiker und Schriftsteller Klaus Schädelin (1918–1987), der das Evangelische Lehrerseminar Muristalden besuchte, eine Einrichtung mit ähnlicher geistiger Ausrichtung. Schädelins Kinderbuch „Mein Name ist Eugen“, 1955 erstmals veröffentlicht, erlebt bis heute immer weitere Auflagen, wurde verfilmt und zur Grundlage eines Musicals. Mit allen Genannten hielt Bohren ein Leben lang zumindest lockeren Kontakt.

Dürrenmatt hat später in seinem ersten Kriminalroman „Der Rich-

⁷ Die Predigt findet sich in dem Band: Rudolf Bohren, *Prophet in dürftiger Zeit*, 2. Aufl., Neukirchen-Vluyn 1986, 62 ff.

ter und sein Henker" dem Prediger Walter Lüthi, ab 1946 Pfarrer am Berner Münster, ein Denkmal gesetzt: „Endlich öffneten sich die Portale. Der Strom der Menschen war gewaltig. Lüthi hatte gepredigt.“⁸ Es fällt auf, dass alle diese Freunde mit dem Kanton Bern und seiner Reformierten Landeskirche in Beziehung standen. Schädelins Vater war Pfarrer am Berner Münster und Professor für Praktische Theologie und Dürrenmatts Vater Pfarrer in Konolfingen und später in der Stadt Bern. Vielleicht erklärt dieser Hintergrund, also das Milieu seiner Jugendjahre, die Tatsache, dass Bohren mit seiner Rolle als Pfarrer, Prediger und Professor immer im Reinen war, er an der Bedeutung seiner Arbeit kaum je gezweifelt hat. Jedenfalls habe ich bei ihm nie Selbstzweifel bemerkt.

Pfarrer und Professor

Seine Predigtlehre, die 1971 erstmals erschien, begann Bohren mit dem Satz: „Vier Dinge tue ich leidenschaftlich gern: das Aquarellmalen, das Skilaufen, das Bäumefällen und das Predigen.“ Über das Bäumefällen sagt er etwa: „Ein stolzer Baum, Widerstand leistend, ein kleiner Schlachtplan wird erforderlich, ihn anzugehen, List und dann vor allem Zähigkeit; denn der Bursche kann sich wehren, es wird Augenblicke geben, wo er unbesieglich scheint, bis sein Stolz krachend niedergeht.“ Psychoanalytiker hätten gewiss ihre Freude an diesem Satz. Aber auch als analytischer Laie erkennt man das „krachende“ Selbstbewusstsein – die etwas anderes ist als Arroganz. Vom Predigen sagt Bohren sodann: „Die Seligkeit, die es eröffnet, ist nicht zu beschreiben.“⁹

Nach der Matura studierte Bohren

8 Vgl. dazu Rainer Oechslen, Resonanz, a. a. O., 9 ff.

9 Rudolf Bohren, Predigtlehre, a. a. O., 17.

Theologie in Bern und Basel. Aus der Zeit in Basel resultierte seine Verbindung zu Karl Barth und Eduard Thurneysen. Promoviert hat er bei Oscar Cullmann. Ab 1945 arbeitete Bohren als Pfarrer, zunächst kurze Zeit als Pfarrverweser in Bern. Dürrenmatts Bemerkung über Lüthi traf zu: Wenn Lüthi predigte, zogen die Leute am Sonntagmorgen in Scharen an den anderen Kirchen vorbei zum Münster. Bohren erzählte, er habe sich darüber gefreut. Er zählte den 20 Jahre älteren Lüthi zum Kreis der Gleichgesinnten, freute sich über dessen große Hörergemeinde und wollte von ihm lernen. Sein Selbstbewusstsein war offenbar mit 25 Jahren schon stark genug, um Lüthi, der auf der Höhe seiner Popularität stand, weder mit Neid noch mit Selbstminimierung zu begegnen.

Die erste selbstständige Pfarrstelle übernahm Bohren 1947 in Holderbank-Möriken-Wildegg, Kanton Aargau. Bei einer Gastpredigt in seiner alten Gemeinde im August 1987 predigte Bohren über die Taufe mit dem Geist nach Johannes 1,33. Dabei sagte er: „Nun habe ich zwar den Himmel noch nicht offen gesehen über Holderbank, auch sah ich nichts Taubenähnliches herabschweben. Aber das muss nicht sein, ein Anhauch genügt; und was nicht ist, kann noch werden. Kleine Zeichen des Glaubens und der Treue habe ich gesehen, die lassen mich hoffen und ich bin gewiss: Im Glauben werdet ihr erfahren, was Jesus erfuhr. Das ist euer Geheimnis, und das kann, das darf auf Dauer nicht verborgen bleiben.“¹⁰

Ein weiteres Kennzeichen der Predigten Bohrens wird hier sichtbar: Wieder und wieder spricht er seiner Gemeinde zu, dass Gottes Geist in ihr wirkt. Die unsichtbare und doch

10 Diese Predigt ist abgedruckt in: Rudolf Bohren, Wider den Ungeist, München 1989, 126 ff.

da und dort erfahrbare geistliche Wirklichkeit der Gemeinde Jesu Christi wird immer neu präsent, bestimmt die Beziehung von Prediger und Gemeinde.

1956 wurde Bohren nach Arlesheim im Kanton Basel-Land gewählt. Doch seine Amtszeit dort blieb kurz, denn 1958 folgte er dem Ruf auf eine Professur für Praktische Theologie an Kirchlichen Hochschule Wuppertal. Eine sehr fruchtbare Zeit begann. Bohrens Kollegen waren etwa der Alttestamentler Hans-Walter Wolff, der Neutestamentler Georg Eichholz, die Systematiker Jürgen Moltmann und Hans-Georg Geyer. Der Austausch mit ihnen war intensiv. Ich erinnere mich, dass Bohren in meiner Heidelberger Zeit vor allem drei Theologen häufig zitierte: den Systematiker Hans Joachim Iwand und die Neutestamentler Ernst Lohmeyer und Georg Eichholz.

Bis 1962 war Manfred Josuttis (1936–2018) Bohrens Assistent. Bohren hielt große Stücke auf ihn; seinen späteren Weg, wie er etwa 1982 in „Der Pfarrer ist anders“ sich zeigte, verfolgte er mit kritischer Sympathie. Im Jahr 1995 beim Kolloquium zum 75. Geburtstag von Bohren begann Josuttis seinen Vortrag mit den Worten: „Man hat mich gefragt, ob ich mich als Schüler von Rudolf Bohren bezeichnen würde. Ich möchte sagen: Jetzt wieder.“

Seine Veröffentlichungen als Professor begann Bohren 1960 mit einem Paukenschlag: „Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?“. Einer Kirche, die meinte, nur noch bei Taufe, Trauung und Beerdigung den Weg zu breiteren Kreisen der Bevölkerung zu finden, in der auch viele Pfarrerinnen (das Wort ist allerdings in den 1960er Jahren noch fast ein Anachronismus) und Pfarrer die Rechtfertigung

ihrer pastoralen Existenz in den Kasualien fanden, schrieb Bohren ins Stammbuch: „Die Mechanik der Amtshandlungen produziert fortlaufend Christen, die ohne Christus leben. Die Amtshandlungen bauen und erhalten eine fiktive Kirche.“¹¹ Im Vorwort zur fünften Auflage 1979 wird er ergänzen: „Die Subordination Gottes unter den Menschen wird allzuhäufig gepredigt. Man muss nur sensibel genug sein für die Bedürfnisse des Menschen, die Subordination unter den Menschen läßt sich leicht vollziehen. Die Kasualien stellen an uns die Frage, ob Gott in ihnen Gott bleibe, oder ob aus Gott in Zeremoniell und Rede unbemerkt ein Götze werde.“¹² Die kleine Schrift hat Bohren viel Kritik, aber auch hohe Aufmerksamkeit eingetragen.

1962 folgt ein Aufsatz in der Evangelischen Theologie, nicht minder provokativ, nun aber eher an das Fachpublikum gerichtet: „Die Krise der Predigt als Frage an die Exegese“¹³. In der theologischen Landschaft dieser Zeit, die in Deutschland noch weitgehend von der Schule Rudolf Bultmanns geprägt war, konnte der „Barthianer“ Bohren seine Kritik gelegentlich etwa so formulieren: Nachdem der Pfarrer den Text historisch-kritisch beerdigt hat, soll er ihn existential wieder auferwecken. Gegen ein solches – natürlich polemisch gezeichnetes – Predigtverständnis, setzte Bohren die Predigt als Rede des Auferstandenen an seine Gemeinde heute.

Dass Bohren deutlich zu formulieren wusste, war nach diesen beiden Schriften klar. Im Mittelpunkt aber stand das Leben und Arbeiten mit

11 Rudolf Bohren, *Unsere Kasualpraxis – eine missionarische Gelegenheit?*, München 1960, 5. Aufl. 1979, 25.

12 a. a. O., 5.

13 Rudolf Bohren, *Die Krise der Predigt als Frage an die Exegese*, *EvTh* 22 (1962), 66 ff.

Kollegen und Studierenden. Das Ergebnis war die schon erwähnte große Predigtlehre. Diese und der Grundriss der Praktischen Theologie „Daß Gott schön werde“ von 1975¹⁴ erschienen allerdings bereits in seiner Heidelberger Zeit, denn nach einem kurzen Zwischenspiel an der Kirchlichen Hochschule Berlin von 1972 bis 1974 wurde Bohren nach Heidelberg berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1988 lehrte. Im nahen Dossenheim lebte er bis zu seinem Tod am 1. Februar 2010.

In Heidelberg war Bohren auf der Höhe seiner Laufbahn. Die beiden großen Bücher erschienen, einige Predigtbände, viele Aufsätze¹⁵. Er predigte mit der Leidenschaft, die er in seiner Predigtlehre beschrieben hatte, folgte Einladungen zu Vorträgen und Predigten bis nach Japan. Und er war präsent als Seelsorger der Studierenden.

Was kennzeichnet den Prediger Rudolf Bohren? Einiges habe ich schon genannt. Ich will es hier nochmals zusammenstellen: Da ist einmal das klare Bewusstsein, gerufen und gesendet zu sein, verbunden mit einem menschlichen Selbstbewusstsein, das jede Anmaßung oder Arroganz überflüssig machte. Da ist zum anderen „Gefühl und Geschmack“ für die unsichtbare Wirklichkeit der Gemeinde für das Handeln des Geistes Gottes nicht in einer abstrakten Kirche, sondern der wirklichen Gemeinde mit all ihren Schwächen. Das Dritte ist das Ineinander von „Geist und Gericht“¹⁶, in der das Gericht nicht als

14 Rudolf Bohren, *Daß Gott schön werde. Praktische Theologie als theologische Ästhetik*, München 1975.

15 Eine von Ulrich Brates erstellte Bibliographie bis 1989 findet sich in der Festschrift: Jürgen Seim/Lothar Steiger (Hg.), *Lobet Gott*, München 1990, 195 ff.

16 „Geist und Gericht“ heißt ein Aufsatzband Bohrens, der 1979

tötendes Gesetz, sondern bei aller Schärfe als Ruf ins Reich Gottes erscheint. Das vierte Element ist das Bodenständige, die Verwurzelung in der Heimat im Berner Oberland und der reformierten Tradition dieser Heimat. Dazu gehört die Selbstverständlichkeit der Bekanntschaft und manchmal Freundschaft mit Karl Barth, Eduard Thurneysen, Kurt Marti, Friedrich Dürrenmatt, Klaus Schädelin und vielen anderen. Als fünftes wäre zu nennen das konkrete Politische. Ich kann mich nicht erinnern, dass Bohren in seinen Predigten je „politisiert“ hätte. Aber er konnte Dinge beim Namen nennen wie die Verhältnisse an der Comenius-Fakultät in Prag oder das Schicksal von „Priesterfrauen“, also den geheimen Lebenspartnerinnen katholischer Priester.

Ein Element fehlt noch, ein sehr Wichtiges: das Ästhetische. Bohrens Grundriss der Praktischen Theologie heißt im Untertitel „Praktische Theologie als theologische Ästhetik“. In einem seiner späten Aufsätze sagt er: „Glaube ist ein ästhetisches Phänomen, ja das ästhetische Phänomen (schlechthin), insofern der Glaube Gott selbst wahrnimmt ... Glaube ist als solcher ästhetisch, oder er ist nicht Glaube; aber er geht im Ästhetischen nicht auf, insofern Gott in seiner Offenbarung Geheimnis und unser Leben im Glauben vorläufig eine verborgene Existenz bleibt.“¹⁷

In Bohrens Predigten ist über die Jahrzehnte hin immer wieder die Rede vom Staunen, vom Entzücken, von einer Freude ohnegleichen. Ein Beispiel zeigt das sehr schön: „Es sind keine vierzehn Tage her, da fuhren wir in Grindelwald an die Alp Itramen, wanderten an eine Stelle, an der ich oft mit den erschienen ist.“

17 Zitiert in Jürgen Seim/Lothar Steiger, a. a. O., 7.

Kindern war. Wir hatten Plastikbecher mitgenommen für den Fall, dass wir noch die letzten Preiselbeeren dieses Sommers fänden. Dann geschah es, dass die Lust des Pflückens über uns kam: Da leuchtete das Rot der Früchte an einem Sonnenhügel in leichten Trauben, da wollte ein allerkleinstes Einzelkind von Beerlein in einen Becher! Und wie ich so beim Pflücken war, überfiel mich der Text: ‚wie euer himmlischer Vater vollkommen ist‘, und ich stand da mitten im Beerwald und stand im Vorhof des Tempels: Die Preiselbeeren wurden auf einmal zu stummen, runden Zeugen der Vollkommenheit.“¹⁸

Das Entzücken an der Schönheit der Natur ist aber nur die eine Seite der ästhetischen Empfänglichkeit, die andere ist Bohrens Verhältnis zur Poesie. Immer wieder zitiert er in seinen Predigten zeitgenössische Gedichte, häufig von jüdischen Autoren und Autorinnen wie Nelly Sachs, Else Lasker-Schüler, Paul Celan, aber auch Johannes Bobrowski und Peter Handke. Er selbst hat auch Gedichte geschrieben und veröffentlicht wie etwa 1967 in dem Band „bohrungen“ oder 1987 in „heimatkunst“.¹⁹

Christian Möller, Bohrens Nachfolger in Wuppertal, ab 1988 dann Professor in Heidelberg, hat in seinem Nachruf auf Rudolf Bohren geschrieben, dieser sei ein „Wissenschaftler und Künstler“ gewesen²⁰. Ich denke, damit ist Wesentliches gesagt. Auch als Prediger war Bohren Wissenschaftler und Künstler zugleich. Das Künstlerische mag manches erklären, was

18 Bohren, Wider den Ungeist, a. a. O., 80.

19 Rudolf Bohren, bohrungen, Wuppertal 1967; ders., heimatkunst, München 1987.

20 <https://www.uni-heidelberg.de/md/theo/fakultaet/nachruf-bohren.pdf>. (eingesehen 29.4.21)

eben auch zu dem Prediger Bohren gehörte, eine gelegentliche Schrulligkeit vielleicht, ein andermal einen leichten – sit venia verbo – Narzissmus. Auf jeden Fall erklärt

es seine Sprachgewalt, mit der er meine Freunde und mich immer wieder fasziniert hat.

Rainer Oechslen, Leutershausen

Liebe Leserin, lieber Leser,

„Nicht beeinflussbare Risikofaktoren“ – damit habe ich im letzten Jahr und besonders bei einem Vortrag in der Rehaklinik zu tun bekommen. Falls Sie es noch nicht wissen: ich habe mich im August 2020 einer geplanten Herzoperation unterzogen und bin inzwischen weitestgehend wiederhergestellt. Es war kein leichter Weg, es ging durch Tiefen und durch Zeiten, wo das Gefühl vorherrschte, zu fast nichts anderem fähig zu sein als zum Atmen. Es gab Komplikationen mit dem Herzrhythmus und mit Flüssigkeit im Brustkorb. Aus anvisierten 7-10 Tagen Aufenthalt im Akutkrankenhaus wurden 3 Wochen.

Manchmal konnte ich mich eines Gefühls des Haderns nicht erwehren. Warum ich? Ja, die nicht beeinflussbaren Risikofaktoren Alter, männliches Geschlecht und ähnliche Krankheiten im familiären Umfeld – sie treffen alle auf mich zu. Manchmal wuchs das Hadern dann noch, weil ich bei den beeinflussbaren Risikofaktoren nach meinem Dafürhalten sicherlich nicht alles richtig gemacht habe, aber doch vieles. Und dann eine richtig schwere OP, danach an Kabel und Schläuche gefesselt, tagelang. Auch noch Komplikationen wegen eines anderen Leidens, das mich schon über 20 Jahre belästigt, ohne Aussicht auf Heilung.

Und mitten in der jämmerlichen Schwäche doch Verse, Psalmverse, Gesangbuchverse, die solche Situationen in Worte fassen. „In dein Erbarmen hülle mein schwaches Herz ...“ (EG 376, 2) – „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal ...“ – (Ps. 23, 4) „Wenn ich mitten in der Angst wandle, so erquickst du mich.“ (Ps. 138,7) Manchmal auch wieder weit weg, überlagert von Schmerzen, schlaflosen Nächten im Stuttgarter Klinikum, Leben in Zeitlupe, wo einen Finger krumm machen schon einen Entschluss bedeutet, der erst fünf Minuten später ausgeführt wird.

Aber wenn das Herz auch heftig aus dem Takt geraten ist – der Takt des geistlichen Lebens ist weitergegangen. Beten in Gedanken, vielleicht ohne Händefalten. Gottesdienst am Bildschirm oder auf dem Smartphone. Und ein wohlthuendes Gespräch mit dem Krankenhausesseelsoerger.

So ist mein Leben. Ich bin Museum meiner Vorfahren, schicksalhaft beeinflusst von ihren Krankheitsneigungen. Aber mir konnte geholfen werden mit hoher ärztlicher Kunst und pflegerischer Kompetenz. „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“ Nicht immer fühle ich die Wahrheit der Bibel- und Gesangbuchverse, aber ich will sie nicht vergessen, mich daran klammern. Möge Gottes Wort immer neu wahr werden – wie dafür hat er unendlich viele Wege, so glaube ich.

Ihr CW

Respektlosigkeit und Vereinfachung hilft nicht gegen die Angst (zum Beitrag von D. Nicol, Korrespondenzblatt 4/21, S. 67)

Über die Zuschrift von Herrn Nicol habe ich mich sehr gewundert. Und mich gefragt, was er uns eigentlich sagen will. Dass die Maßnahmen, die die Behörden und Politiker gegen die Pandemie treffen, auch uns als Kirche betreffen und sehr unangenehm sind? Das ist ja nun nicht neu.

Ich verstehe, dass auch Herr Nicol, wie wohl jeder von uns, versucht, sich ein schlüssiges Bild von der aktuellen Lage zu machen. Seinen Versuch und die Art der Darstellung finde ich aber sehr problematisch:

Inwiefern entspricht es unseren christlichen und damit evangelischen Grundsätzen, anderen Menschen (hier der Bundesregierung und der Bundeskanzlerin) böse Absichten zu unterstellen (Nicol: „... der Wille zur Macht“)? Inwiefern ist es ein konstruktiver Diskussionsbeitrag das Wort „Experten“ in Führungszeichen zu setzen und die gemeinten Personen insofern vom Respekt und von der Diskussion ausschließen zu wollen? Ist das Respekt im Sinn der Nächstenliebe? Von der Tribüne des Spielfeldes kann man immer alle möglichen Dinge hineinrufen. Wenn man Verantwortung trägt, bekommt das Spiel (das ja nun kein Spiel ist) wohl eine etwas andere Perspektive.

Leider ist die Einschätzung von Herrn Nicol hinsichtlich der wis-

senschaftlichen Beratung der Bundesregierung („einseitig“) auch offensichtlich falsch. Wenn man das Protokoll der Bundespresskonferenz vom 21.1.21 einsieht (<https://www.bundesregierung.de/breg-de/suche/pressekonferenz-von-bundeskanzlerin-merkel-zur-aktuellen-lage-1841788>; die Quelle war in Sekunden gefunden, Herr Nicol blieb sie schuldig), dann hat die Bundeskanzlerin etwas ganz Anderes auf Herrn Reitschusters Frage geantwortet: Nämlich, dass sich die Regierung von Wissenschaftlern zu bestimmten Fragen beraten lässt und nicht nach Einstellung auswählt (Die Einstellung zum Lockdown kam gar nicht vor). Und in der Tat, es gibt eine Grundentscheidung, die ich als Christ sehr vertretbar finde (gleiche Pressekonferenz): Es wird in Abwägung der Möglichkeiten darauf gesetzt, die Ansteckungsgefahr möglichst zu minimieren, um die Todeszahlen gering zu halten.

Dies zu ignorieren und hier nur Machtstreben zu sehen, vereinfacht die Lage meines Erachtens unzulässig. Ich halte diese Einschätzung im Gegenteil nach langem Verfolgen der Prozesse und der oben genannten Recherche sogar für verkehrt.

Ich finde, wir sollten uns als Christen und als Pfarrer in erster Linie am Evangelium orientieren. Das gibt uns die Sorge für den Nächsten auf und auch „der Stadt Bestes zu suchen“. „Fake News“ durch falsches Zitieren zu kommunizieren, Menschen ohne stichhaltige Begründung böse Absicht zu unterstellen und die Augen vor Meinungen zu verschließen, die die eigene Sicht in Frage stellen, gehört aus meiner Sicht nicht dazu.

Peer Mickeluhn, Pfarrer, Sauerlach

Zu den Leserbriefen von Dietrich Nicol (KorrBl 4/2021), Rainer Kroninger und Rudi Rupp (beide KorrBl 5/2021):

Die genannten Leserbriefe wirken auf mich wie ein Lehrstück für das Klima, das unseren gesellschaftlichen Umgang miteinander derzeit stark (mit-)bestimmt. Kategorisch steht Meinung gegen Meinung; Argumente stehen gegen Argumente, anstatt kritisch auf sie einzugehen; es gibt sogar einen dezidierten Umkehr-/Buß(?)ruf („Kehren Sie um von Ihrem falschen Wahn!“, Rupp), der erkennen lässt, auf welcher Seite die Guten anzusiedeln sind. Zugutehalten will ich, dass es offenbar eine gewisse Vorgeschichte in Gestalt von persönlicher Bekanntschaft und – gescheiterten – Gesprächsangeboten gab, die Herr Rupp andeutet. Von daher ist vielleicht die Vehemenz der Äußerungen verständlich. Tatsächlich sehe ich aber in der hier zutage tretenden Polarisierung von Befürwortern der Pandemie-Maßnahmen und kritischen Stimmen ein gewaltiges gesellschaftliches Problem.

Alexander Solschenizyn ist zu der Erkenntnis gekommen, dass die Trennlinie von Gut und Böse nicht zwischen Völkern oder Nationen, auch nicht zwischen Parteien, Gesellschaftsschichten oder Milieus verläuft, sondern mitten durch eines jeden Menschen Herz. Als Christen (und Theologen) sind wir uns dessen bewusst, dass der Mensch zugleich Sünder und durch die Gnade Gottes erneuert – „simul iustus et peccator“ – ist. Insofern sind weder die Autoren der Leserbriefe noch ich selbst unfehlbar, aber ebensowenig sind es Politiker, Wissenschaftler, Journalisten usw. Ein jeder mag nach bestem Wissen und Gewissen handeln; das ändert aber nichts daran, dass kritisch geprüft werden kann und muss.

Als Theologen sind wir in genau diesem kritischen und differenzierten Denken geschult. Und wenn Herr Kroninger fragt, „welche Art von öffentlichen Äußerungen, von hilfreichen, wegweisenden Worten unsere Mitmenschen (und Mitverunsicherten) von uns ... erwarten“, dann ist es vielleicht genau dies – einmal abgesehen von dem Evangelium von Jesus Christus. (dass uns dieses besonders aufgetragen ist, setze ich hier einfach mal als unwidersprochen voraus.) Auf diesem Hintergrund will ich nun einige konkrete kritische und hoffentlich differenzierte Anmerkungen zu den Leserbriefen äußern.

Was Boris Reitschuster, auf den Herr Nicol sich bezieht, über den politischen Hintergrund der Expertenwahl der Regierung berichtet, ist gewiss aufrüttelnd und mag das Geschehen richtig wiedergeben. Trotzdem wäre er nicht unbedingt meine erste Wahl hinsichtlich verlässlicher Information. Das sind allerdings die „täglich angebotenen, journalistisch sehr gut recherchierten Informationen und Lageeinschätzungen“ (Kroninger) auch nicht, jedenfalls nicht unbedenken. Aus persönlichen Gesprächen mit einer NDR-Redakteurin weiß ich, dass im Redaktionsalltag meistens nicht die Zeit bleibt, hereinkommende Agenturmeldungen hinreichend zu prüfen; sie müssen so rasch wie möglich auf Sendung. Aus der nötigen Distanz betrachtet zeigt sich zudem oft, wie manipulativ Nachrichten oder statistische Daten – bewusst oder fahrlässig – präsentiert werden. Dazu tragen die unterlegten Bilder bei (Oh ja, die können lügen, und wie!), aber auch die Auswahl der Information sowie hergestellte bzw. weggelassene Kontexte und Zusammenhänge. Wer weiß denn schon, dass die CoViD-Sterblichkeit bei den über 60jährigen zwar 10,14 % beträgt, bei den 35-59jährigen aber

0,25 % und bei den 15-34jährigen 0,015 % (Quelle: RKI-Dashboard, 14.5.2021)? Die letzteren Gruppen tragen aber die Hauptlast der Beschränkungen – ökonomisch, emotional, sozialpsychologisch – und das vermutlich auf Jahrzehnte hinaus.

Dass die Angst vor dem Tod durch diese Umstände geschürt wurde, lässt sich kaum von der Hand weisen. Dies der Bundesregierung anzulasten, wie Herr Nicol es tut, führt zumindest gefährlich in verschwörungstheoretische Regionen. Das macht es aber nicht überflüssig, die Tatsache klar zu benennen und nach Möglichkeiten der Abhilfe zu suchen.

Eine Tatsache ist gewiss auch, dass „Pflegerkräfte [und Ärzte, d. Verf.] an ihr Limit kommen“ (Rupp); ebenso deren hohes Engagement und Leistung. Die Frage muss trotzdem erlaubt sein: Wenn das Gesundheitssystem bereits bei mehr oder weniger voller Auslastung überfordert ist – liegt das dann an den vielen Patienten? Oder ist das eher einem kranken System anzulasten?

Schließlich noch ein Wort zur demokratischen Legitimation unserer Regierung, die Herr Rupp zu Recht hervorhebt. Auch diese ist eine Tatsache, und laut Grundgesetz (das übrigens derzeit in wesentlichen Teilen außer Kraft gesetzt ist!) geht alle Staatsgewalt vom Volke aus. Das ist aber keine Garantie, dass es so bleiben muss. Die aktuelle Diktion von „Ermächtigungsgesetz“ erinnert fatal an 1933 – auch die damalige Regierung war demokratisch gewählt. Das Argument lässt sich also nicht so einfach durch ungebrochenes Vertrauen in die demokratischen Institutionen vom Tisch fegen.

Was es unbedingt braucht, ist ein offener, ehrlicher und kritischer

Diskurs, der auch die Anfragen der Verschwörungstheoretiker und Querdenker ernstnimmt, darauf eingeht und sich hinterfragen lässt. Die Menschen suchen nach Antworten und Lösungen für ihre Ängste, Nöte und Probleme im Zusammenhang mit SARS-CoV-19, und wenn sie die im Mainstream nicht finden, wenden sie sich womöglich an andere Quellen. Das ist tatsächlich etwas, was wir als Theologen und Seelsorger unseren „Mitmenschen (und Mitverunsicherten)“ (Kroninger) geben können: einen solchen Diskurs. Der allerdings ist in dieser ganzen Pandemie das absolut Einzige, das wirklich alternativlos ist.

*Pfr. Alexander M. Henning,
,nebenan' in Bergen auf Rügen
(www.nebenan-in-der-platte.de)*

Zu „Differenzierter Dissens“ (KB 5/21, S. 69)

Aus meiner Sicht liegt Willi Stöhr vollkommen falsch.

Aus unserer Kirche kommt so wenig Kritik beim Thema Missbrauch an der römisch-katholischen Kirche, weil wir uns eben nicht subsumieren. Wir sind irrtümlicherweise der Meinung, nicht zu diesem Club zu gehören.

Kritik üben gerade die, die sich wie viele katholische Laien subsumieren. Wenn unsere Perspektive wäre, 2030 gemeinsam mit der römischen Kirche in Deutschland eine unierte (also zur römisch-katholischen Weltkirche) evangelisch-katholische Kirche Deutschlands zu bilden, wäre uns vieles nicht so egal wie jetzt. Wir würden darauf dringen, dass Frauen Priesterinnen werden können, das verpflichtende Zölibat aufgehoben wird und anderes mehr.

Am 15. April jährte sich übrigens der Übertritt des Landessynodal-

präsidenten Wilhelm Freiherr von Pechmann zur katholischen Kirche zum 75. Mal. Er wollte wohl eine Massenübertrittsbewegung erreichen, inspiriert von seinem Gemeindepfarrer August Rehbach, der der Una-Sancta-Bewegung angehörte. Auch wenn Pechmann damals diffamiert wurde, sollte es uns

inspirieren, unsere Zukunft in der gemeinsamen katholischen Kirche zu sehen. Dann kann sie aber nicht so bleiben, wie sie jetzt ist.

Also: Ich kritisiere, weil ich mich subsumiere. müsste die Devise sein.

Joachim Habbe, Nürnberg

wieder ein Brief kommen mit einer Kopie der nicht gedruckten Besprechung – seine Art, zu mahnen, bescheiden, dezent. Manchmal – ich gestehe es – habe ich seine Texte gekürzt, umgebaut, mehr verändert, als es im Korrespondenzblatt üblich war. Er hat sich nie beschwert oder auch nur nachgefragt.

Bücher

Kein Absender nötig

Nachruf Martin Bartholomäus

Er hätte keinen Absender schreiben müssen – ein Blick auf die Anschrift genügte, sie war eine Art Markenzeichen: Ein Brief von Martin Bartholomäus. Natürlich gab es einen Absender – den hätte er nie vergessen.

Ein Brief von Martin Bartholomäus – das hieß: Wieder eine oder mehrere Buchbesprechungen. Manchmal waren die Bücher noch ziemlich neu, andere Besprechungen schon älter. Jahrzehntlang, seit 1983, haben sie das Korrespondenzblatt begleitet. Ob sie gelesen wurden – das hätte mich bei allen Buchbesprechungen interessiert. Es gab ja auch Rezensionen von anderen Leser*innen. Aber er war der letzte, für dessen Briefe ich einen Scanner brauchte, weil er kopierte Schreibmaschinenmanuskripte abgab. Immerhin hatte er ein gutes Farbband und wenn nicht zu viele handschriftliche Ergänzungen im Text waren, konnte man die Scans auch verwenden.

Kleinigkeiten, Nebensächlichkeiten? Nein, das waren sie für ihn nicht und so gehören sie zum Bild der Erinnerungen an ihn, den ich persönlich, glaube ich, nie getroffen habe. Er war ordentlich, gewissenhaft und ein wenig eigen, unverwechselbar. So waren auch seine Texte: Sie gaben dem Inhalt eines Buches viel Platz, lieferten

Informationen zum Autor, wollten Buch und Verfasser in Erinnerung rufen, den Autor sprechen lassen.

Bartholomäus war keiner von den Rezensenten, die mit ihrem Besserwissen eigene Klugheit herausstellen und noch die Kommafehler beanstanden, als seien sie eine persönliche Kränkung: Er ließ dem Autor Platz. Manchmal hätte ich mir mehr Meinung gewünscht – über das Buch wusste man Bescheid, wenn man den Text gelesen hatte. Über 400 Besprechungen waren wohl hier im Blatt zu lesen – geschrieben hat er sicher weit mehr.

Geboren war er 1937 in Würzburg. Nach 13 Jahren im Pfarrdienst musste er mit 42 krankheitsbedingt schon in den Ruhestand gehen, den er seitdem in Neuendettelsau verbrachte. An der Augustana-Hochschule fand er in der Bibliothek ein neues Tätigkeitsfeld und war vielen Studierenden ein einfühlsamer Gesprächspartner. 2002 endete der Bibliotheksdienst, aber die Rezensententätigkeit ging weiter.

Er war ein wenig altmodisch. Nicht nur die Schreibmaschine zeigt es, auch sein Unverständnis dafür, dass man Bücher nach einem oder zwei Jahren nicht mehr kaufen und ich deswegen eine Besprechung auch nicht mehr drucken konnte. Dann konnte nach ein paar Monaten

Martin Bartholomäus war ein Original und manchmal wohl belächelt, weil er aus der Zeit gefallen schien. Er wird in seiner Treue und seiner Art fehlen. In der Nacht vom 14. auf den 15.5. ist er an den Folgen eines Sturzes mit dem Fahrrad gestorben. Danke für alles und Ruhe in Frieden!

Martin Ost, Berlin, bereichert um einige Details durch Prof. Klaus Raschzok, Neuendettelsau

Hier folgt die letzte Buchbesprechung von Martin Bartholomäus:

Hans Schwarz:: Martin Luther. Einführung in sein Leben und Werk, Neuendettelsau: Freimund Verlag 2010, 253 Seiten, 3. überarbeitete und ergänzte Auflage, ISBN: 9783865400666

Es geht um einen Einblick in das Leben und Werk Martin Luthers. Am Anfang steht ein knapper Lebenslauf, dann folgt der eigentliche Hauptteil: eine Einführung in das Zentrum seiner Lehre. Es geht dem Verfasser um die Wiedergewinnung eines tragfähigen Glaubens auf dem Hintergrund der zentralen Frage: Wie kriege ich einen gnädigen Gott? Auch heute, in einer verän-

dernten Welt, ist die Frage nach Gott, nach seinem uns in Jesus Christus zugewendeten Antlitz noch aktuell. An Einzeluntersuchungen herrscht heute kein Mangel (vergleiche die Literaturzusammenstellung im Lutherjahrbuch). Es erfordert großen Mut, heute eine systematische Zusammenstellung seiner Theologie vorzulegen. Die diesbezüglichen Versuche von Paul Althaus und Eduard Lohse erschienen vor etwa 50 Jahren. Es geht dem Verfasser nicht um eine Korrektur dieser vorliegenden Werke, sondern um eine selbstständige Arbeit.

Nach einer Besinnung über natürliche und philosophische Gotteserkenntnis folgt das Leitprinzip der lutherischen Theologie, die Theologie des Kreuzes (theologia crucis). In gut lesbaren Abschnitten, an deren Anfang ein Bild steht, nimmt der Verfasser seine Leserinnen und Leser mit auf den Weg der systematischen Erschließung der Theologie Martin Luthers. Glaube an Gott ist immer personal zu verstehen, er trägt auch in der Anfechtung (wie das Wasser trägt). Weil alles von Gott abhängt und nicht vom Menschen, ist die menschliche Zuversicht gut zu begründen. Um den Menschen kämpfen Gott und der Teufel. Auch heute gibt es widergöttliche Mächte.

Die Zwei-Reiche-Lehre Luthers hat die zwei Regierungsweisen Gottes zum Inhalt, sein geistliches und sein weltliches Regiment. Christen sind Bürger beider Reiche. Der weltliche Bereich umfasst Ehe, Familie, Beruf, Politik, Wirtschaft. Wegen der veränderten Verhältnisse von heute und wegen der Distanz von 500 Jahren ist es notwendig, immer wieder auch Kritik zu üben. Die Selbstausslegung der heiligen Schrift erfordert auch eine Besinnung über ihre Grenzen und führt zur Doppelgestalt

von Gesetz (unerfüllbar) und Evangelium (erfüllbar). Beide Wirkweisen Gottes sind genau zu unterscheiden. Die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen wird begründet durch die Taufe, in der der Mensch Gottes Eigentum wird, sie schenkt das allgemeine Priestertum, in dem einer für den anderen eintritt und ihn vor Gott bringt. In der Abendmahlslehre wird die Realpräsenz vertreten: Christi Leib und Blut sind gegenwärtig im unverwandten Brot und Wein.

In einem wichtigen Exkurs unter der Überschrift: Luther und die Juden werden seine beiden Schriften von 1523: „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“ und von 1543: „Von den Juden und ihren Lügen“ behandelt. Beide Schriften sind nicht originell, sondern aus dem Kontext ihrer judenfeindlichen Zeit zu verstehen.

Ehe, Liebe und Elternschaft gehören auch in das weltliche Regiment Gottes. Der sakramentale Charakter der Ehe wird abgelehnt: die geschlossene Ehe begegnet der Fürbitte der christlichen Gemeinde und der Verheißung des göttlichen Segens. Von großer geschichtlicher Reichweite ist Luthers Blick auf den Beruf als Berufung durch Gott. Ein so verstandener Beruf ist Gottesdienst.

Das letzte Kapitel behandelt Luther und die Musik, ihre tröstende Funktion, Gesangbuchfragen und Luther als Liederdichter und Liturg.

Hans Schwarz, geb. 1939, ist em. Professor für systematische Theologie und theologische Gegenwartsfragen, Universität Regensburg, und Adjunct-Professor, Lutheran Theological Southern Seminary, Columbia, South Carolina.

+ *Martin Bartholomäus*

Karl-Siegfried Melzer, Den 1. Johannesbrief heute lesen, Zürich 2021 (TVZ), Taschenbuch, 139 Seiten, ISBN 978-3-290-18392-9, 14,90 €

Übersichtlich und gut lesbar, am besten mit danebenliegender Bibel, so habe ich dieses Büchlein empfunden, nachdem ich es sogar in einem Zuge durchgelesen hatte, was ich im Nachhinein erstaunlich finde, denn der 1. Johannesbrief ist eigentlich ein sehr abstrakter Text mit geradezu mathematischen Gleichsetzungen, die aber natürlich hinterfragt werden. „Gott ist Liebe“ ist etwas anderes als „x=2“. Gelegentlich scheint durch, dass der Autor als Deutscher vorwiegend für Schweizer Leser*innen schreibt, wenn er in Zusätzen auf den Text der Zürcher Bibel hinweist – deutsche Protestanten schätzen eben ihre Lutherbibel.

Der Verzicht auf Fußnoten hat bei mir dann und wann die Frage aufkommen lassen, wie Melzer dies wohl belegen kann, was er da schreibt. Aber es geht ihm ja bewusst um Leser*innen ohne theologische Vorkenntnisse. Vielleicht hätte er im Apparat hinten noch darauf hinweisen können, wo man Einleitungsfragen (Verfasser, Abfassungszeit) in extenso behandelt findet. Ansonsten wirkt Melzers Stil konsequent: er argumentiert mit dem 1. Johannesbrief selbst und liefert zahlreiche Versangaben, um seine Gedanken zu begründen. Auch die Aporien werden deutlich: ist Gott nur Liebe?

Für theologisch-philosophisch Interessierte bieten die hinteren Seiten einiges Material: die Wirkungsgeschichte, auch mit ihren Verhängnissen, etwa mit der Rolle, die das Wort „Antichrist“ in der Kirchengeschichte gespielt hat, auch beim hochgeschätzten

Martin Luther. Und auch Ludwig Feuerbach ist zu hören mit seiner radikalen Ansicht, man müsse Subjekt und Prädikat in dem Satz „Gott ist Liebe“ vertauschen, auch wenn eigenartigerweise der logisch folgende Satz „Die Liebe ist Gott“ nicht im Druck erscheint. Und schließlich dürfte das ausführliche und mit Erläuterungen versehene Literaturverzeichnis nahezu jede wissenschaftliche Neugier befriedigen.

Christian Weitnauer

Christof Sauer: Martyrium und Mission im Kontext ..., Erlanger Verlag für Mission und Ökumene 2021, 486 S. – ISBN 978-3-87214-367-9, 25,00 €

Der Autor vergleicht ausgewählte theologische Positionen aus El Salvador, Ägypten, Südkorea und Deutschland mit unterschiedlichen Erfahrungen der dortigen Christen von Bedrängnis, Verfolgung und Martyrium wegen ihres Glaubenszeugnisses oder auch wegen ihres entschiedenen Einsatzes gegen das Unrecht und für Gerechtigkeit der Unterdrückten.

Der Befreiungstheologe Jon Sobrino sah sich durch seine Erfahrungen in El Salvador gezwungen, den Märtyrerbegriff neu zu bedenken. Das Reich Gottes setzte er mit den Inhalten der Befreiung und Humanisierung der Welt immer mehr in eins. Das Martyrium ist für ihn Hingabe des Lebens aus Liebe zu den Armen im Befreiungskampf.

In Ägypten tritt der Islamismus mit Anschlägen gegen Kirchen, Entführung und Ermordung von Christen auf. Papst Schenuda III. vertrat eine Konfrontationspolitik, die das Recht der Kopten auf Gleichbehandlung einforderte. Andere wie Bischof Anba Juanis wurden als

„unpolitisch und auf die Seelenrettung konzentriert“ beschrieben. Die Kirchen Ägyptens überzeugen ihre muslimische Umgebung durch tätige Nächstenliebe und erdulden Bedrängnis, Verfolgung und Martyrium.

Der Südkoreaner Young Kee Lee vertritt eine „Theologie der Mission im Leiden und Martyrium“. Er definiert Mission als „missio Dei“, die unter den Bedingungen von Leiden und Martyrium geschieht. Das schnelle Wachstum der Kirche in Korea führt er auf ihre glaubens- und bußorientierte Reaktion auf erlittenes Leid und Martyrium zurück.

Die Märtyrer entsprechen nach Meinung des Würzburger Bischofs Paul-Werner Scheele dem Auftrag Jesu, bis ans Ende der Welt seine Zeugen zu sein – auch unter Verfolgung und Lebensopfer. Der Begriff der „Ganz-Hingabe“ ist sein Schlüsselbegriff für das Martyrium. Der Zeuge muss potentiell auf Verfolgung gefasst sein.

Lee steht für das offene Zeugnis gegenüber Nichtchristen, Juanis setzt auf non-verbales Zeugnis. Sobrino und Scheele vertreten das Lebenszeugnis der Christen und die Aktion zur Veränderung der Welt. Sobrino hält auch noch das prophetische Anprangern der Missstände in der Gesellschaft für unerlässlich.

Nach der Darlegung eines umfassenden eigenen theologischen Entwurfs äußert sich der Autor abschließend zu den möglichen Konsequenzen für die Praxis von Kirche und Mission: 1. Dimensionen menschlichen Leidens – 2. Kirchliche Praxis nach innen – 3. Kirchliche Praxis nach außen 4. Diakonische Praxis an Bedrängten und Verfolgten – 5. Missionspraxis.

*Ernst Herbert, Pfr. i. R.,
Neumarkt i. d. Oberpfalz*

Wolfgang Kraus/Martin Rösel (Hrsg.), Update-Exegese 2.2 (Grundfragen gegenwärtiger Bibelwissenschaft), mit einem Geleitwort von Heinrich Bedford-Strohm, Leipzig 2021² (Evangelische Verlagsanstalt), broschiert, 361 Seiten, 34,00 €, ISBN 978-3-374-06085-6

Wer sich wie ich langsam durch die hebräischen Zeilen auf dem Einband buchstabiert hat, merkt, wie lange der Hebräischkurs her ist. Und doch: „ad fontes“! Dieses humanistische Motto aus der frühen Neuzeit im Gedächtnis, im Gedächtnis auch die „update 2“-Artikelserie im Korrespondenzblatt von 2017 an, ran an das Buch! Ich denke, was die Artikelserie geboten hat und nun auch dieses Buch bietet, sind durchaus „Ergebnisse“ gegenwärtiger Bibelwissenschaft, wie das Titelblatt verspricht, nicht nur „Grundfragen“, wie der Einband ankündigt. Es sind die gesammelten Monographien aus mehreren Jahren, ein verdienstvolles Projekt von Wolfgang Kraus und Martin Rösel, mit dem unternommen wird, den Theologinnen und Theologen, zumal denen, deren Studium schon länger her ist, einen Überblick über die Forschungssituation und den Informationsstand der biblischen Exegese zu ermöglichen, fesch mit „Update ... 2.2“ vorgestellt (was wohl die Bezifferung sagen will, außer dass es die Druckfassung der zweiten Artikelserie ist?). Dass der Ratsvorsitzende der EKD diesem Werk ein Geleitwort mitgibt, würdigt die Arbeit der Herausgeber und unterstreicht die Bedeutung des Projektes.

Zentrale biblische Gestalten (Mose, Jesus, Paulus, Petrus usw.) ziehen mein Interesse an den betreffenden Abschnitten auf sich. Das hat doch immer wieder Jung und Alt fasziniert, sei es im Gottesdienst, sei es im Unterricht, von den Personen zu

(Fortsetzung letzte Seite)



Arbeitskreis Bekennender Chris- ten in Bayern

■ **Vortrags- und
Diskussionsveranstaltung:
Assistierter Suizid – mit kirchlichem
Segen?**

Mit Uwe Heimowski, Beauftragter der Evangelischen Allianz beim Deutschen Bundestag und der Bundesregierung, Michael Bammessel, Präsident des Diakonischen Werks Bayern, Prof. Dr. Ralf Frisch, System. Theologie und Philosophie
26.06.21 Gunzenhausen,
Stiftung Hensoltshöhe
Hensoltstr. 58, Bethelsaal

Informationen über
info@abc-bayern.de

Communität Christusbruderschaft Selbitz

■ **Grundkurs Veeh-Harfe
08.-11.07.21**

Mit und ohne Notenkenntnisse ein Instrument lernen, das zur eigenen Freude und zum gemeinsamen Singen und Musizieren eingesetzt werden kann. Instrumente können ausgeliehen werden (Gebühr 20,- €).

Leitung: Waltraud und Heinrich Kaufmann

■ **Aufbau Kurs Veeh-Harfe
11.- 12.07.21**

Wir musizieren einen Querschnitt aus Noten unterschiedlicher Anbieter.
Für: Interessierte, die bereits einen Grundkurs besucht haben oder Spielerfahrung mitbringen.

Leitung: Waltraud und Heinrich Kaufmann

■ **Exerzitien mit Gemeinschaftselementen für Leib, Seele, Geist
12.-18.07.21**

Der Sehnsucht nach tieferer Begegnung mit sich selbst und mit Gott Raum geben. Aufmerksam werden für die Gegenwart Gottes im eigenen Leben. Sich dafür bereit machen, dass Gott das ganze Leben in ein „Leben in Fülle“ verwandeln will. Elemente der Exerzitien: Hinweise für das persönliche Beten und die Schriftbetrachtung, Bibliodrama-Elemente, meditativer Tanz, Wahrnehmungsübungen, durchgehendes Schweigen, tägliches Begleitgespräch, persönliche Gebetszeiten, tägliche Abendmahlsfeier.

Leitung: Sr. Barbara Müller, Beate Thiessen, Sr. Sonja Böthig

Anmeldung für alle Seminare unter
gaestehaus@christusbruderschaft.de

Communität Christusbruderschaft
Selbitz
Wildenberg 33, 95152 Selbitz
Tel.: 09280/6850, Fax: 09280/984601

Diakonie.Kolleg. Bayern Nürnberg

■ **Aktivierend, lebendig, zielführend
– Gespräche und Gruppen leiten und moderieren
06.-07.07.21 und 16.-17.11.21
EBZ Pappenheim**

■ **Plan B – UM-Wege zu Neuem
Live-Online Seminar, 25.06.21**

Informationen: www.diakoniekolleg.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ **Meditationstag
für Anfänger*innen und Geübte
10.07.21**

Mit Schwanbergpfarrerin Maria Reichel
Kostenbeitrag inkl. Mittagessen 45 €

■ **Feldenkrais – Eine neue Ausrichtung
von Körper und Geist
Feldenkrais ist Bewusstheit durch
Bewegung. Diese Übungsform unter-
stützt die geistige und körperliche
Entspannung und die Flexibilität.
26.-29.07.21**

Leitung Ellie Putnam
Kursgebühr 160 €
Unterkunft und Verpflegung 266 €

■ **Vier Wochen Einzelexerzitien
Eine ganz persönliche Beziehung zu
Jesus Christus aufbauen, vertiefen
und aus dieser Beziehung heraus Ent-
scheidungen für den Alltag fällen.
Es können einzelne Wochen belegt
werden. Auf Anfrage ist es möglich,
vom 19.07.–15. 08.21 die Großen Ex-
erzitien (vier Wochen) zu machen!
26.07.–01.08.21
02.–08.08.21
09.–15.08.21**

Mit Exerzitienmeister Prof. Dr. Dr.
Paul Imhof
Leibarbeit Stephanie Imhof, Maria
Reichel, Gabriele Haage
Kursgebühr pro Woche 310 €
Unterkunft und Verpflegung pro Tag
79 €

Bei Erstteilnahme Anmeldung bitte
erst nach einem telefonischen Vor-
gespräch:
Schwanbergpfarrerin Maria Reichel
Tel. 09323 32-220,
mreichel@schwanberg.de

■ **Kloster auf Zeit Intensiv – Komm
und sieh!
Ein offenes Angebot für Frauen auf
der Suche. Intensiv nach der eigenen
Berufung fragen und der ureigenen
Lebens- oder auch Sehnsuchtsspur
nachgehen.
Dazu teilen Sie mit uns Schwestern
den Lebensrhythmus von ora et labo-
ra (bete und arbeite), lernen die Com-
munität näher kennen und bekommen**

Anregungen zur persönlichen Auseinandersetzung. In einer kleinen Gruppe von maximal sieben Frauen bewohnen Sie für diese Zeit den Südflügel des Schlosses auf dem Schwanberg 17.–22.08.21 (für Frauen zwischen 30 und 45 Jahren)
Näher Informationen und Anmeldung bis 06.08.21 bei:
Sr. Franziska Fichtmüller
Tel. 09323 32-125;
E-Mail. suedfluegel@schwanberg.de

Anmeldung zu allen Kursen:
Geistliches Zentrum Schwanberg –
Rezeption
Schwanberg 3, 97348 Rödelsee
Tel.: 09323 32-128
E-Mail: rezeption@schwanberg.de
oder ganz einfach online auf
programm.schwanberg.de

Nähere Informationen zu den Kursen:
Sr. Anke Sophia Schmidt CCR,
Bildungsreferentin des Geistlichen
Zentrums Schwanberg
Tel.: 09323 32-184,
E-Mail: sr.anke@schwanberg.de

Kirche mit Kindern Nürnberg

■ Godly Play – Gott im Spiel Einführungstag

Der Ansatz von „Godly Play – Gott im Spiel“ will Kindern auf spielerische Weise Zugänge zu Glaubensfragen vermitteln. 09.10.21 Nürnberg
Mit Ute Christa Todt, Eva Forssman,
35 € inkl. Mittagsimbiss
Bei Anmeldung bis 26.08.21 Frühbucherpreis 30 €
Anmeldung bis 23.09.21

■ St. Martin, Advent, Weihnachten Neue Lieder für Gottesdienste und Andachten mit Kindern

16.10.21 Nürnberg
Mit Susanne Haeßler, Dr. Matthias Stubenvoll
Fachliche und methodische Tipps;
Erfahrungsaustausch
Zielgruppe: musikalische „Laien“, die Gottesdienste und Andachten mit Kindern feiern und mitgestalten.
35 € inkl. Mittagsimbiss
Bei Anmeldung bis 26.08.21 Frühbucherpreis 30 €
Schriftliche Anmeldung an das Fortbildungssekretariat des Gottesdienstinstituts:
anmeldung@gottesdienstinstitut.org
Tel.: 0911 81002-342 Karin Melchin

Zu verschenken

Das Zentrale Pfarramt Bad Rodach hat zu verschenken:

- einen zeitlosen, knielangen schwarzen Herrenmantel in geschätzter Größe L
- einen klassischen schwarzen Talar in geschätzter Größe L-XL mit Eindruck: Wirtschaftsverband der evang. Geistlichen Bayerns Nürnberg

Beides ist in gutem bis sehr gutem Zustand und könnte gerne abgeholt werden oder wird gegen eine kleine Spende zugeschickt.

Bitte per E-Mail anfragen:
pfarramt.badrodach@elkb.de

■ Impressum

Herausgeber: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e. V., Corinna Hektor
Schriftleitung: Dr. Christian Weitnauer (v. i. S. d. P.),
Neidertshofener Str. 14, 85049 Ingolstadt,
Tel. 0162 8462658

Zuschriften an: christianweitnauer@gmx.de
in Gemeinschaft mit Marita Schiewe (Fürth), Martin Müller (Hof),
Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg)
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausschließlich persönliche Meinungen wieder, nicht die Meinung der Redaktion.
Die Redaktion ist verantwortlich für die Überschriften. Für Leserbriefe ist die Redaktion dankbar, ohne den Abdruck zu garantieren.

Erscheint 11 mal im Jahr (August/September Doppelnummer) jeweils zur Monatsmitte. Den Text (ohne „Freud & Leid“) finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck:
Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o. d. T., Tel. 09861 400-135, Fax 09861 400-139
Bezug: Der Bezugspreis beträgt jährlich 25 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über die Geschäftsstelle des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins:
Friedrich-List-Str. 5, 86153 Augsburg
Tel. 0821 569748-10, Fax: -11
info@pfarrverein.de, www.pfarrverein-bayern.de

(Fortsetzung von S. 113, Buchbesprechung Update 2.2)

hören, die Gottes Willen verkünden, ja verkörpern. Und es werden zentrale Fragestellungen aufgegriffen, wie „Christentum ohne Altes Testament?“ und „Warum wurde Jesus gekreuzigt?“ Natürlich kann dieses Buch keine erschöpfende Darstellung der Exegese des AT und NT sein und will es auch nicht. Mit etwas Wortspiel gesagt: weil es nicht erschöpfend ist, ist es nicht erschöpfend. Man kann eben nach 6, 10, 12 Seiten wieder mit dem Lesen aufhören und sich dem oft so dringenden Tagesgeschäft zuwenden, mit dem Gefühl, wieder etwas mehr auf der Höhe der Zeit zu sein, jedenfalls theologisch-wissenschaftlich. Die Bibel, das 2 000 bis 3 000 Jahre alte Buch, braucht keinen Platz in einem archäologischen Museum oder einer musealen Bibliothek. Es braucht einen Platz in der Gegenwart, verantwortlich ausgelegt als Grundlage für die Kommunikation des Evangeliums.

Christian Weitnauer

Letzte Meldung



Pfarrer - Pfarrer Restposten WERBUNG

spar77.de

Pfarrer Heute bestellen, versandkostenfrei.

Schnäppchen, Kostenloser Versand, Preis-Alarm

Google-Lese Frucht